ZB
ZEIT IM BILD

# Serenade für eine jubilierende Stadt

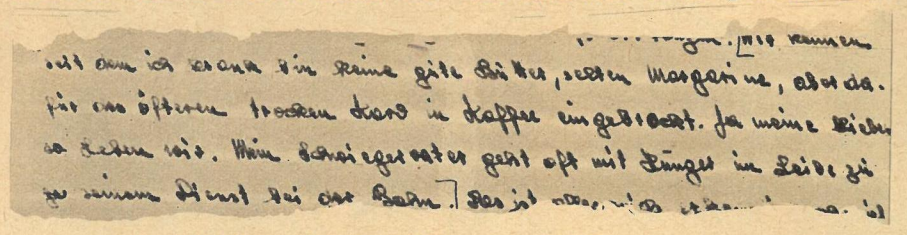
Foto Werner Jenke

3. Juniheft
1949
25

# Der Fall Melanie Ehrentraut

## „ZB" enthüllt: So wird in der Sudelküche der westdeutschen Illustrierten „Revue" Stimmung gegen die DDR zusammengebraut. So mißbraucht die Bonner Propaganda das Geschick eines unschuldigen Kindes zur politischen Hetze

Dies ist die Tragödie eines sechsjährigen Mädchens im gespaltenen Deutschland unserer Tage. „Revue" widmete ihr im Januar dieses Jahres zwei ganze Seiten, die wir nebenstehend abdrucken. „Festgehalten im anderen Deutschland ...", unter dieser Schlagzeile wird in dem Artikel behauptet, Herr Heinz Kundisch und seine Frau Christa (Onkel und Tante von Melanie) aus Oybin, Kreis Zittau, würden seit drei Jahren das Kind gewaltsam daran hindern, zu seinen Eltern, Kurt und Rosa Ehrentraut, jetzt wohnhaft in München-Allach, Schönleuterstraße 12, zurückzukehren. Wir halten es für unsere Pflicht, der deutschen Öffentlichkeit die Wahrheit über den Fall Melanie Ehrentraut mitzuteilen, zumal die Veröffentlichungen der „Revue" charakteristisch sind für die verwerflichen Methoden der Lügerei und Hetze des Westens gegen uns und das gesamte sozialistische Lager.



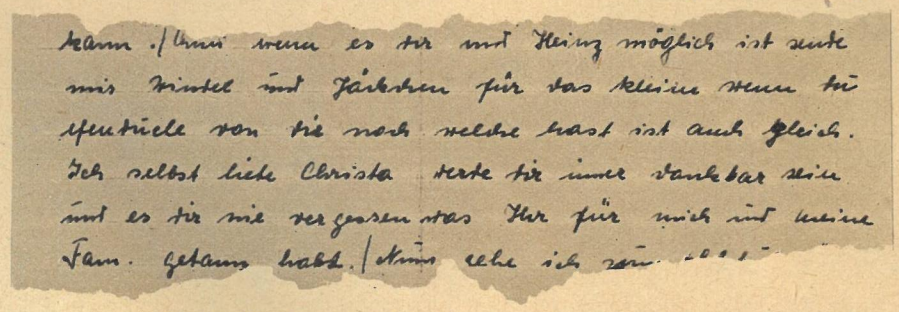
Wir kennen keine gute Butter, selten Margarine — so schreibt Ehrentraut an seine Verwandten in Oybin

### Wie kam Melanie in die DDR?

Seit dem Jahre 1955 rissen die Briefe mit den Schilderungen von Not und Verzweiflung aus Bodenwöhr (Oberpfalz), wo Kurt Ehrentraut mit seiner Familie damals wohnte, an seine Schwester Christa Kundisch in Oybin nicht ab. Sieben Personen waren auf 25 Quadratmeter Wohnraum zusammengedrängt, das Geld reichte nicht für das Nötigste, und nun erwartete Frau Ehrentraut Anfang 1957 abermals ein Kind. Die Verwandten in der DDR lebten in gesicherten Verhältnissen, schickten Pakete mit Kinderwäsche und Haushaltgegenständen und halfen, wo immer sie konnten. Am 10. April 1957 fuhr Frau Kundisch nach Bodenwöhr, um ihrer Schwägerin in den schweren Stunden beizustehen. Im Verlaufe dieses Besuches wurde der seit Jahren in beiden Familien herangereifte Gedanke verwirklicht: Um Ehrentrauts in ihrer schwierigen Lage zu helfen, nahm Frau Kundisch eins der Kinder, die kleine Melanie, mit in die DDR. Kurt Ehrentraut und seine Frau waren glücklich, einen Esser weniger zu haben. Melanie aber erwartete ein Leben, das ihr von den Eltern nie geboten werden konnte. Glückliche Tage sind es, die sie in Oybin verbringt. Im Kreise der Familie Kundisch wie das eigene Kind umsorgt und gehegt, fehlt es ihr an nichts.

Nur ihre Eltern scheinen sie fast vergessen zu haben. Kaum ein Gruß kommt von ihnen, in drei Jahren ein einziges Päckchen ...

Dafür kommen aber nun vom Herbst 1957 an Beschimpfungen und Drohungen



Schicke Windeln und Jäckchen für das Kleine! Ich selbst werde Dir immer dankbar sein ... fügt Frau Ehrentraut hinzu

des Ehrentraut, der es wiederholt ablehnt, seine Tochter in Oybin abzuholen — und das war schließlich das mindeste, was die Pflegeeltern verlangen konnten. Zur gleichen Zeit, da Ehrentraut alle an ihn gesandten Einreisegenehmigungen ungenutzt läßt, verbreitet er die Lüge, seine Tochter würde in der DDR „festgehalten". Aber selbst dem Lemmer-Ministerium in Bonn ist dieses Märchen zu plump, und es teilt ihm mit, daß die ganze Angelegenheit eine Privatsache ist und er sich endlich in den Zug setzen soll, um sein Kind abzuholen und damit die Sache aus der Welt zu schaffen. Da bekommt die Redaktion der „Revue", auf ständiger Jagd nach „Sensationen", Wind von dem „geraubten" Kind und serviert ihren Lesern

## 7 Lügen auf einen Streich

**Lüge Nr. 1:** Kurt Ehrentraut sei 1947 aus der damaligen sowjetischen Besatzungszone geflüchtet.
**Und das ist die Wahrheit:** Er ging bereits 1946 legal in die Westzone.

**Lüge Nr. 2:** Ehrentraut sollte „zwangsverpflichtet" werden, im Uranbergbau zu arbeiten.
**Und das ist die Wahrheit:** Zu keiner Zeit ist er dazu aufgefordert worden, was er am 7. Mai 1960 ausdrücklich selbst bestätigt.

**Lüge Nr. 3:** Als Republikflüchtiger müsse Ehrentraut um seine Sicherheit fürchten und könne deshalb die DDR nicht betreten.
**Und das ist die Wahrheit:** Keine Dienststelle unserer Republik hat sich irgendwie mit ihm beschäftigt, da es dafür keinerlei Grund gab. 1947 war er noch einmal völlig legal in Oybin.

**Lüge Nr. 4:** Die DDR-Behörden verlangten, daß er sein Kind persönlich abhole, und benutzten Melanie als „Faustpfand".
**Und das ist die Wahrheit:** An die Kindesmutter wurden ebenfalls Einreisegenehmigungen gesandt, doch auch sie kam nicht, ihr Kind zu holen.

**Lüge Nr. 5:** Es seien genaue Abmachungen darüber getroffen worden, wie lange Melanie in Oybin bleibt.
**Und das ist die Wahrheit:** Ehrentraut meldete das Kind in Westdeutschland ab. Es wurde lediglich abgesprochen, Melanie solle zurück, wenn sie Heimweh bekomme.

**Lüge Nr. 6:** Ehrentraut habe von Dienststellen der DDR keine Antwort auf seine Schreiben erhalten.
**Und das ist die Wahrheit:** Er erhielt sowohl von der Volkspolizei als auch vom Rat des Kreises Zittau prompte Antworten — und zwar dieselben, die er von westdeutschen Behörden bekam: Es ist eine reine Privatangelegenheit, kommen Sie und holen Sie Melanie endlich ab.

**Lüge Nr. 7:** „Revue" sei es zu „danken", daß das Kind am 7. Mai 1960 den Eltern übergeben worden ist.

Diese lächerliche Anmaßung führt sich selbst ad absurdum, nachdem vom Lügengebäude dieses Blattes und von den Hirngespinsten des Ehrentraut kein Stein auf dem anderen geblieben ist.

Fortsetzung Seite 4

**Herzzerreißende Szenen** spielen sich bei der Übergabe Melanies auf der Brücke zwischen Juchhöh und Töpen mitten im Herzen unseres deutschen Vaterlandes ab. Vergeblich reden Vater und Mutter auf das Kind ein, es schreit, strampelt und reißt sich los. Es will zurück. Sekunden später zerrt es die Mutter über die Brücke ins Gebiet der Bundesrepublik hinein.

REVUE

# Festgehalten im anderen Deutschland ...

**Vor drei Jahren fuhr ein kleines Münchner Mädchen nach Sachsen — und noch immer warten seine Eltern und fünf Geschwister auf seine Heimkehr aus der Sowjetzone**

## Lebenslauf eines deutschen Kindes

**4. 12. 1955** Melanie wird in Bodenwöhr (Oberpfalz) als Tochter des Formers Kurt Ehrentraut und dessen Ehefrau Rosa geboren

**10. 4. 1957** Die Schwester des Vaters, Frau Christa Kundisch kommt aus Oybin (Sachsen) zu Besuch. Sie hilft Frau Ehrentraut, die ein Kind erwartet, im Haushalt

**20. 4. 1957** Frau Kundisch reist nach Sachsen zurück und nimmt Melanie unter der Zusicherung mit, daß sie das Kind nach drei Wochen am Zonengrenzbahnhof Gutenfürst den Eltern wieder übergeben wird

**29. 5. 1957** Der Vater schreibt an seine Schwester und bittet, Melanie — wie versprochen — nach Gutenfürst zu bringen

**6. 6. 1957** Frau Kundisch antwortet, daß sie unabkömmlich sei und auch ihr Mann die Reise zur Zonengrenze nicht antreten könne, weil er an einem Kursus teilnehme

**28. 7. 1957** Frau Kundisch teilt dem Vater mit, daß er selber nach Oybin kommen müsse, um Melanie abzuholen und nach Bayern zu bringen

**17. 8. 1957** Der Vater bittet das „Ministerium für Gesamtdeutsche Fragen" in Bonn, ihm bei der Rückführung des von seiner Schwester festgehaltenen Kindes zu helfen

**5. 9. 1957** Das Ministerium antwortet, daß es sich bei der Verschickung des Kindes um ein persönliches Abkommen innerhalb der Familie handele und für die Rückführung nichts veranlaßt werden könne. — In der Anlage das „Merkblatt 1957 für Reisen in und durch die sowjetische Besatzungszone"

**12. 4. 1958** Der Vater erstattet Anzeige bei der „Bezirksleitung der Volkspolizei" in Zittau und bittet, die Rückführung des Kindes an die Zonengrenze zu veranlassen (Keine Antwort)

**4. 11. 1958** Der Vater wendet sich über einen Rechtsanwalt an das Jugendamt in München (Bescheid: Keine Möglichkeit zu intervenieren)

**12. 11. 1958** Der Rechtsanwalt wendet sich im Namen des Vaters an das Bayerische Rote Kreuz (Bescheid: Man werde sich über das Deutsche Rote Kreuz in Bonn an das Rote Kreuz in Dresden wenden. Aber Dresden antwortet nicht)

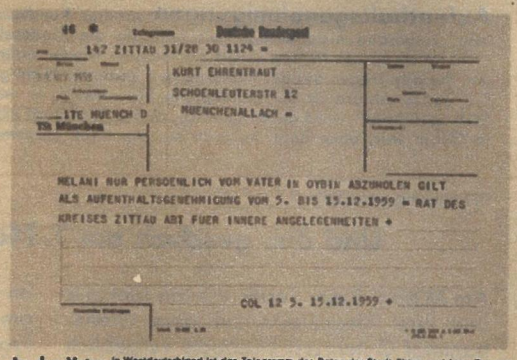
**15. 7. 1959** Das Bayerische Rote Kreuz verständigt den Vater, daß es das Rote Kreuz in Dresden erneut um Antwort gebeten habe

**30. 11. 1959** Der Vater erhält ein Telegramm des Rates der Stadt Zittau mit der amtlichen Mitteilung, daß nur er persönlich seine Tochter Melanie in Oybin abholen könne

**Ohne Eltern** wächst die kleine Melanie Ehrentraut im anderen Deutschland auf. Seit drei Jahren wird sie bei ihrer Tante, Christa Kundisch, in Oybin (Sachsen) festgehalten. Das ist die Hälfte ihres Kinderlebens. Frau Kundisch, die selber drei Kinder hat, behauptet in ihren Briefen, dem Pflegling die Mutter zu ersetzen. Aber damals hat sie den Eltern versprochen, das Kind bald wieder zurückzubringen. Darf sie nicht Wort halten?

**Am Familientisch** des Arbeiters Kurt Ehrentraut in München fehlt die kleine Melanie. Sie ist seit drei Jahren in der Sowjetzone. Die fünf Geschwister können sich nicht an sie erinnern, obgleich täglich von ihr gesprochen wird. Als Melanie mit ihrer Tante wegfuhr, waren die älteste Schwester Christine (links) erst vier Jahre, die jüngeren Zwillingsbrüder Fritz und Heinz (links und ganz rechts) ein Jahr alt, Hedwig und Norbert (Mitte) noch gar nicht geboren. Mit Vater und Mutter hoffen die Kinder auf Melanies Heimkehr. Ein Wort von „drüben" würde genügen, um die Familie wieder vollzählig zu machen

Die Teilung Deutschlands geht mitten durch das Herz eines Kindes: drei lange Jahre lebt die siebenjährige Melanie Ehrentraut von ihren Eltern getrennt. 1957 wurde das Kind von der Tante, die in München zu Besuch weilte, nach Oybin bei Zittau mitgenommen. Nur für kurze Zeit — so war versprochen. Aber Melanie kehrte nicht zurück. Die Zonenbehörden verlangen, daß der Vater sie persönlich abholt. Kurt Ehrentraut aber ist 1947 aus der Zone geflohen, weil er nicht im Uranbergwerk Aue schuften wollte. Ist es schwer zu erraten, weshalb das persönliche Erscheinen des Vaters verlangt wird — und weshalb er nicht kommen kann, um sein Kind abzuholen? REVUE meint: Melanie könnte zurück, wenn in Zittau guter Wille vorhanden wäre! REVUE bittet die Verantwortlichen in Ostberlin: Lassen Sie nicht zu, daß ein unschuldiges Kind als Faustpfand benutzt wird! Nach Recht und menschlichem Empfinden in aller Welt gehört es zu seinen Eltern und zu seinen Geschwistern. Lassen Sie das Kind heimkehren! Machen Sie eine Familie glücklich!



Deutsche Bundespost

147 ZITTAU 31/20 30 1124 =

KURT EHRENTRAUT
SCHOENLEUTERSTR 12
MUENCHEN ALLACH =

LTE MUENCH D
Th München

MELANI NUR PERSOENLICH VON VATER IN OYBIN ABZUHOLEN GILT
ALS AUFENTHALTSGENEHMIGUNG VOM 5. BIS 19.12.1959 = RAT DES
KREISES ZITTAU ABT FUER INNERE ANGELEGENHEITEN +

COL 12 5. 19.12.1959 +

**An den Vater** in Westdeutschland ist das Telegramm des Rates der Stadt Zittau gerichtet. Der aus Sachsen stammende Zonenflüchtling Ehrentraut soll nach Oybin kommen. Nur er persönlich darf das Kind abholen. So heißt es amtlich. Warum erhält die Mutter keine Einreisegenehmigung? Warum wird Melanie nicht einfach an die Zonengrenze gebracht und dem Roten Kreuz übergeben, das sich bisher um die Rückführung vergeblich bemühte? REVUE will, wenn es darauf ankommt, die Reise bezahlen

**So lügt und hetzt „Revue"** im Januar 1960. Ach so „menschlich" geben sich die Münchner Redakteure, stellen alle Tatsachen auf den Kopf und bezichtigen unbescholtene Bürger und sogar Organe unseres Staates frech der Kindesvorenthaltung. Auf dem Wege seiner Verleumdungen und Provokationen hatte Kurt Ehrentraut endlich ein Sprachrohr gefunden, nachdem er vorher mit seinen Schauermärchen bei allen westzonalen Stellen abgeblitzt war. Das tragische Schicksal eines unschuldigen Kindes wird in niederträchtiger Art und Weise von dem auf „Sensationen" erpichten Revolverblatt ausgeschlachtet, an die Öffentlichkeit gezerrt und zur politischen Stimmungsmache mißbraucht.

REVUE

**Und so lügt und hetzt „Revue" weiter** in der neuesten Ausgabe vom 28. Mai 1960. Diese Aufnahme „schoß" der „Revue"-Exklusiv-Reporter Dr. Senzer am 7. Mai bei der Übergabe der kleinen Melanie, zu der die Redaktion des Blattes eingeladen war, an unserer Staatsgrenze bei Juchhöh. Sich verzweifelt gegen die Eltern wehrend, streckt das Kind seine Ärmchen nach Tante und Onkel Kundisch aus, die sie drei Jahre lang mit wärmster Fürsorge umgaben. Von uns über den wahren Sachverhalt unterrichtet, verbreitet der „objektive" Reporter dennoch wider besseres Wissen abermals die erlogene Behauptung von der angeblichen Kindesvorenthaltung, ergeht sich in neuen Verleumdungen und feiert das jeder elterlichen Regung hohnsprechende Verhalten der Ehrentrauts. „Revue" brauchte eine „Sensation" ...

# Die Tragödie eines Kindes im gespaltenen Deutschland

h 305 705

Bezirksbehörde der Deutschen Volkspolizei Dresden
28. NOV. 1958

**Antrag auf Erteilung einer Aufenthaltsgenehmigung**
(Mit Schreibmaschine oder in Druckschrift ausfüllen)

Für Herrn/Frau/Fräulein
Name Ehrentraut geb. [illegible] Vorname Rosi
geb. am 1930 in Bodenwehr Familienstand verh.
Erlernter Beruf keinen Jetzige Tätigkeit keine
Beschäftigt bei keine Beschäftigung.
Ständiger Wohnsitz Bodenwehr bei Schwandorf, Bahnwärterhaus
Kreis München Staatsangehörigkeit deutsch
Seit wann in Westdeutschland wohnhaft seit Geburt
und die mitreisenden Personen (Ehefrau und Kinder)
Name Vorname geb. am/in

Meine Unterlagen 25.11.58

wird eine Aufenthaltsgenehmigung für die Zeit
vom 4. Dezember 1958 bis 2. Januar 1959
beantragt.
Begründung für den Besuch: Besuch des eigenen Kindes und des Schwiegervaters, der am 6. Dezember 80 Jahre alt wird.

bitte wenden!

Best.-Nr. J. V. 910 Antrag auf Aufenthaltsgenehmigung Vordruck-Leitverlag Erfurt

**Aufenthaltsgenehmigungen** sandten Kundischs Jahr um Jahr, insgesamt nicht weniger als fünf, an die Kindeseltern, darunter auch an die Mutter, damit sie Melanie wieder abholen konnten. Sie alle tragen auf der Rückseite den Vermerk: Nicht gekommen. Die ganze Absurdität der Behauptung Ehrentrauts, er wäre in der DDR „gefährdet", wird daran deutlich, daß er 1947 noch einmal legal in Oybin war, ohne daß ihm auch nur ein Haar gekrümmt wurde.

KRAUSS-MAFFEI
AKTIENGESELLSCHAFT
MÜNCHEN-ALLACH

Herrn
Heinz Kundisch
Kurort Oybin
Lietstr. 83 B
Krs. Zittau/Sa.

Unser Zeichen SR-Bü/La Tag 11.11.1957

Sehr geehrter Herr Kundisch !

Wir bestätigen den Empfang Ihres Schreibens vom 7. Oktober d.J. Leider konnte eine Beantwortung nicht rechtzeitiger erfolgen, da Herr Ehrentraut nach 4-wöchiger Krankheit erst heute die Arbeit wieder aufgenommen hat. Wir haben nun mit Herrn Ehrentraut über den von Ihnen mitgeteilten Sachverhalt gesprochen. Herr E. bestreitet, daß eine Vereinbarung getroffen worden sei, daß er persönlich sein Kind von dort wieder zurückholen soll. Er behauptet hingegen, daß trotz mehrfacher Aufforderungen an Sie, die Rückkehr seiner Tochter von Ihnen unterbunden worden sei. Nunmehr habe er sich veranlasst gesehen, die Angelegenheit zur Erledigung dem Jugendamt zu übergeben.

Hochachtungsvoll!
Krauss-Maffei

**Sogar an die Direktion** der Krauß-Maffei-Werke in München, der Arbeitsstelle Ehrentrauts, wandten sich bereits 1957 die Pflegeeltern und baten um drei Tage Sonderurlaub für den Vater, damit er sein Kind in Oybin abholen könne. Doch Ehrentraut denkt nicht daran, den Weg der Vernunft zu gehen. Skrupellos macht er das Kind zum Gegenstand seiner Provokation.

**Bar jeder Moral** sind die haßerfüllten Schreiben Ehrentrauts nach Oybin, wo es seinem Kind so gut geht wie nie vorher in Westdeutschland, ohne daß er dafür jemals auch nur einen Pfennig gezahlt hätte. Er versteigt sich so weit, gar mit „Interpol" zu drohen. Nichts ist mehr geblieben von der so hoch und heilig versprochenen Dankbarkeit.

Fortsetzung von Seite 2

## Und das geschah am 7. Mai in Töpen/Juchhöh

Am Mittag dieses Tages warten Melanie und ihre Pflegeeltern auf dem Grenzbahnhof Gutenfürst abermals vergeblich auf Kurt Ehrentraut und seine Frau. Sie kommen nicht, wie zugesichert, mit dem Interzonenzug aus München. Eine Telefonverbindung wird hergestellt. Wir erfahren, daß Ehrentrauts in Hof sind. Sie hätten „nicht gewußt", daß Gutenfürst bereits in der DDR liegt, wären aber bereit, ihr Kind um 16 Uhr am Straßenübergang Töpen/Juchhöh in Empfang zu nehmen. Familie Kundisch begibt sich mit Melanie nach dort. Wiederum quälendes Warten. Endlich, gegen 17 Uhr, trifft die Nachricht ein, daß sich die Eltern drunten im Tal auf der Brücke befinden, genau am weißen Grenzstrich. Langsam geht Frau Kundisch mit Melanie an der Hand hinunter, reicht das Kind hinüber, in die Arme des Vaters. Verzweifelt wirft Melanie ihre Mütze und Puppe von sich, wehrt sich aus Leibeskräften gegen ihre Eltern, die sie nicht mehr kennt. Den Gipfel der Verworfenheit erklimmt Kurt Ehrentraut, als er der Familie Kundisch verweigert, sich von Melanie zu verabschieden. Da schütteln sogar die bayrischen Grenzbeamten die Köpfe, nehmen Kundischs beim Arm und geleiten sie die zwanzig, dreißig Meter bis an das Ende der Brücke, wohin die Mutter inzwischen das Kind geschleift hatte. Geschäftig hält der „Revue"-Reporter alle diese Szenen mit der Kamera fest; er muß eine neue „Sensation" liefern. Kein fühlendes Herz vermag diese erschütternden Szenen zu ertragen, keine Feder sie zu beschreiben. Melanie verschwindet hinter hohen Bäumen unseren Blicken. Nie werden wir den Aufschrei ihres gequälten Kinderherzens vergessen. Möge dieses tragische Geschick allen ehrlichen Deutschen in Ost und West ein Mahnruf sein, sich zusammenzufinden und zu verständigen zum gemeinsamen Kampf für ein friedliches, wiedervereinigtes Vaterland, zu dem uns der Deutschlandplan des Volkes den Weg weist. Diesen Plan verwirklichen heißt, daß es niemals wieder einen Fall Melanie Ehrentraut geben wird.

*Texte Karl-Heinz Wild / Fotos Werner Mohn, Revue*

**Eine hübsche Summe vom Bundesstaat** wollte Ehrentraut bereits 1956 herausschinden und versuchte, seine Schwester zu einer falschen notariellen Aussage zu bewegen. Für Dinge, die ihm nie gehörten, wollte er als „Flüchtling" von Bonn „Lastenausgleich" haben. Und diesen Mann feiert heute „Revue" als „Held der freien Welt".

**Gespräch über den weißen Strich.** Buchstäblich bis zur letzten Sekunde geht Kurt Ehrentraut (rechts) den Weg des ausgehaltenen Provokateurs. Er weigert sich, in das Gebäude des Deutschen Roten Kreuzes zu kommen, um dort eine ordnungsgemäße Übergabe des Kindes durchzuführen und sich in aller Ruhe auszusprechen. Als er die amtliche Bescheinigung aus Zittau erhält, daß in der DDR absolut nichts gegen ihn vorliegt, ist seine Antwort: „Trotzdem komme ich nicht 'rüber!" Links im Bild Heinz Kundisch aus Oybin, im Hintergrund die „völlig verzweifelte" Rosa Ehrentraut.

**Als aalglatter Reporter** versucht sich Herr Dr. Senzer von der „Revue" (rechts) mit der Bemerkung aus der Affäre zu ziehen, er kenne den schändlichen Artikel seines Blattes überhaupt nicht. DDR-Redakteur Karl-Heinz Wild (links) hält ihm daraufhin das Machwerk unter die Nase. Seine Antwort: „Ich bin als objektiver Reporter bekannt. Ich fahre jetzt auf acht Wochen nach Rußland." Was von diesen Beteuerungen zu halten ist, hat er bewiesen. Wenn er mit der gleichen „Objektivität" über die Sowjetunion berichtet, kann man sich ausmalen, welches Gebräu die „Revue"-Leser erwartet.

# Inferno IN CHILE

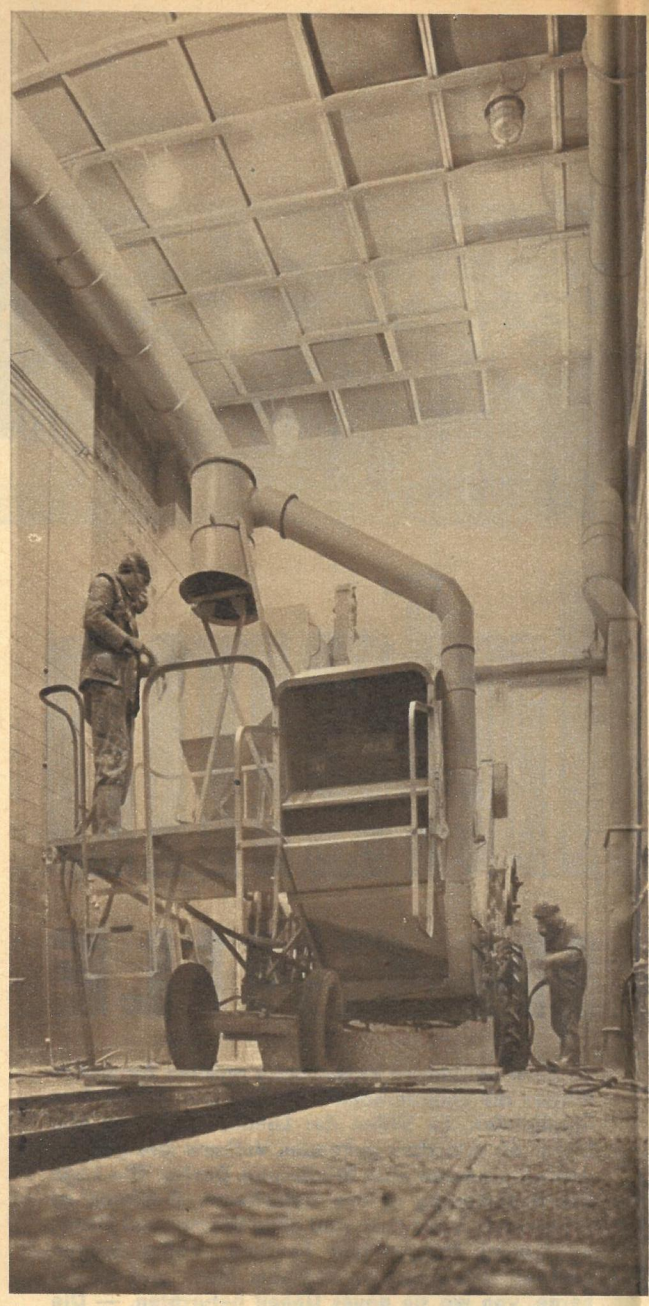
**Zu einer nationalen Katastrophe größten Ausmaßes führten die andauernden Erdbeben und meterhohen Springfluten. Im Süden des Landes spien fast alle bisher als erloschen geltenden Vulkane ihre glühenden Lavamassen über Städte und Dörfer. Die Lage der Bevölkerung in den betroffenen Gebieten ist verzweifelt. Viele Orte sind ohne Wasser und Strom, es drohen Hunger und Seuchen. Voller Sorgen schauen die Menschen auf das Meer und in die Ferne, von wo sie neues Unheil befürchten. — Die Stadt Yumbul wurde zu 90 Prozent zerstört, die Industriestadt Concepción, bereits 1939 Zentrum einer gewaltigen Erdbebenkatastrophe, die in ganz Chile 20 000 Todesopfer forderte, ist zu 60 Prozent unbewohnbar. 26 000 Menschen trieb der Vulkan Orsono (rechts) aus der gleichnamigen Stadt (oben). — Aus aller Welt rollt Hilfe an, um die Leiden zu mildern. Das Deutsche Rote Kreuz schickte Wolldecken im Werte von 10 000 DM nach Chile, und der FDGB stellte 100 000 DM zur Verfügung. Die UdSSR hilft mit Medikamenten, Nahrungsmitteln und Kleidung.**

*Fotos Zentralbild*

# Maschinen *für das* größere Feld...

**...sahen die „ZB"-Reporter Karl-Heinz Böhle (Bild) und Wolfgang Göthel (Text) im volkseigenen Mähdrescherwerk Weimar**

„Hab meine ‚Eidechse' vollgelade" . . . Zusammen 900 Kilo bringen diese zwölf jungen Arbeiter der Brigaden „Harry Glaß" und „Ernst Thälmann" auf die Waage. Um so viel geringer wurde, gegenüber vorangegangenen Typen, das Gewicht der in Leichtbauweise konstruierten Kartoffelerntemaschine „E 675", die sie montieren. Im kommenden Jahr werden sie 3200 Maschinen dieses Typs montieren; 350 mehr als ursprünglich geplant. Sie helfen damit, den Auftrag der 8. Tagung des Zentralkomitees der SED konkret zu erfüllen.



Die zentralisierte, neuerbaute Spritzerei ist der jüngste Betriebsteil des Werkes; erst Anfang dieses Jahres wurde sie ihrer Bestimmung übergeben. Kartoffelvollerntemaschinen, Mähdrescher und Ladegeräte erhalten hier den „letzten Schliff". Die Konzentrierung der früher über verschiedene Fertigungsbereiche verteilten Spritzarbeiten steigerte die Arbeitsproduktivität erheblich und spart Kosten ein.

Zu jeder Tageszeit, bei Sonnenschein und Regen werden die in Weimar hergestellten Mähdrescher auf Herz und Nieren geprüft. Kritisch ist das Auge der Testfahrer, und ihre technischen Hinweise führen zu neuen konstruktiven Verbesserungen an den Maschinen.

## „ZB"-Kurzinterviews mit...

### ...Werkdirektor Jarosch

Frage: „Welche Rollen spielen die Weimarer Erzeugnisse im Weltmaßstab?"
Antwort: „Mit unserer Kartoffelvollerntemaschine, die in acht Stunden drei Hektar aberntet, bestimmen wir gegenwärtig den Weltstand. Unsere Mähdrescher und Ladegeräte halten das Weltniveau. Die Mähdrescher haben, das erwiesen internationale Vergleiche, die größte Lebensdauer und den geringsten Körnerverlust. Während einer Kampagne ernten sie bei uns im Durchschnitt 220 Hektar ab; die Vergleichszahlen des kapitalistischen Auslands liegen etwa bei 50 Hektar im Durchschnitt."

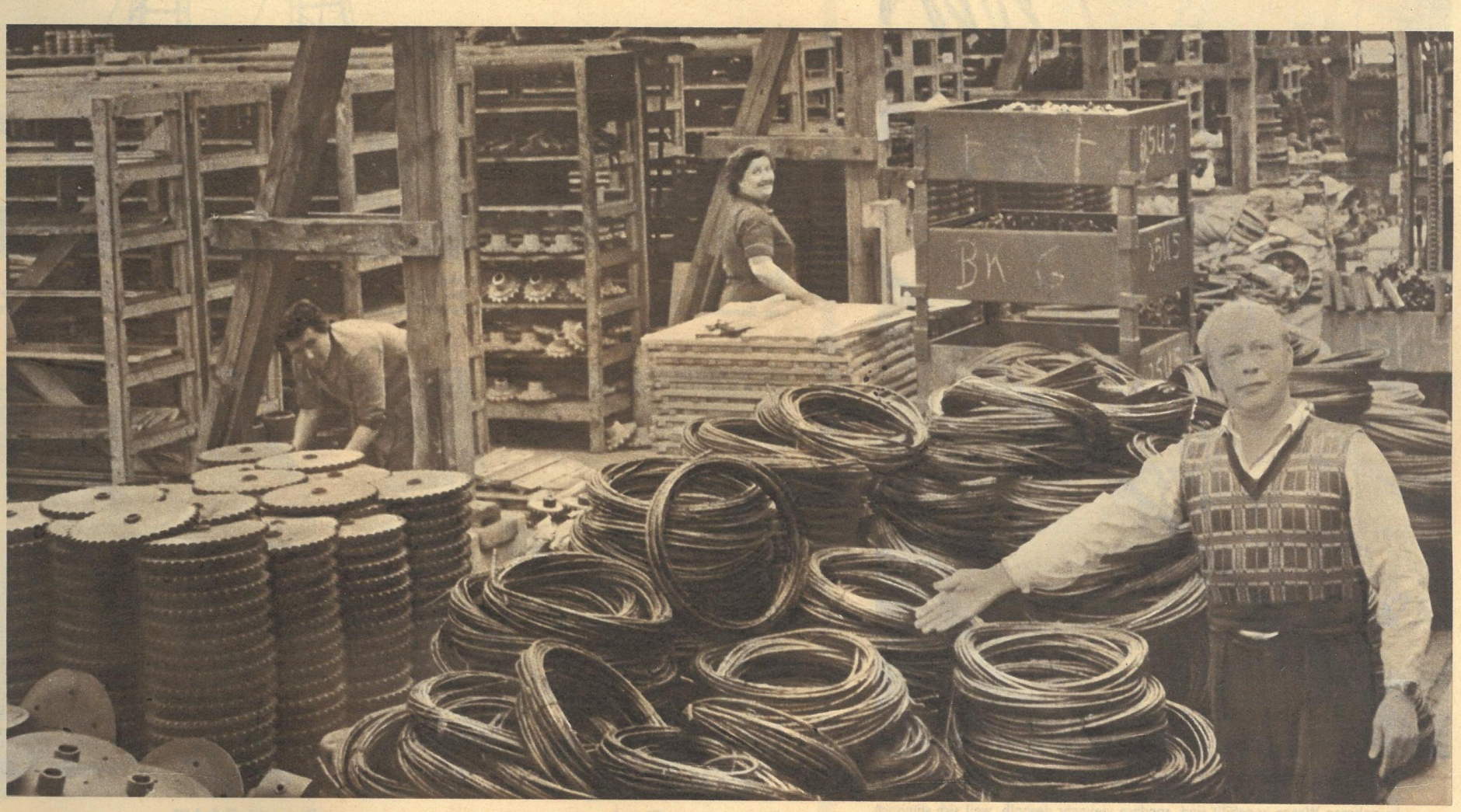
### ...Planungsleiter Weinbrecht

Frage: „Wie wird das Mähdrescherwerk Weimar die von der 8. Tagung des ZK der SED gestellte Aufgabe erfüllen?"
Antwort: „Darüber bestehen sehr klare Vorstellungen, die den realen Möglichkeiten unseres Werkes entsprechen: Allein im nächsten Jahr produzieren wir 350 Kartoffelvollerntemaschinen, 750 Mähdrescher, 300 Ladegeräte und für 25 Millionen DM Ersatzteile mehr, als es der Plan für 1961 ursprünglich vorsah. Wir könnten das nicht, wenn bei uns nicht die sozialistische Gemeinschaftsarbeit breit und allumfassend entwickelt wäre."

### ...Kollegen Augner, Instrukteur des Kundendienstes

Frage: „Ist die Ersatzteilfrage bei Ihnen noch ein Problem?"
Antwort: „Nicht mehr! Entsprechend dem von uns ermittelten Bedarf produzieren wir für die Kreiskontore Ersatzteile für 90 Tage im voraus. Dazu kommt in unseren Werklagern eine zusätzliche Reserve für 125 Tage. Während der Erntekampagne richten wir einen Expreßdienst ein, um Ersatzteile auf schnellstem Weg an ihren Bestimmungsort zu bringen. Das machen wir per Bahn und in dringenden Fällen mit dem Lieferwagen."

Hier noch „Visitenkarte" in den Händen der Konstrukteure, inzwischen in zahlreichen Versuchen erprobt, noch in diesem Jahr im Einsatz: das Seilzugaggregat „SZ 24". Schwer sind die Böden im Oderbruch, in der Wische und in der Magdeburger Börde zu bearbeiten. Von der Jahrhundertwende an verrichtete der Dampfpflug auf den druckempfindlichen Böden der genannten Gebiete diese Tätigkeit. Später verdrängten ihn die Kettenschlepper. Doch mit der Stunde ihres Einsatzes gingen die Erträge zurück. Der Boden wurde von ihnen nicht mehr tief genug gepflügt, die Nährstoffaufschließung des fruchtbaren Unterbodens vernachlässigt. Das Seilzugaggregat bringt den entscheidenden Schritt nach vorn. Zwei wuchtige Kettenfahrzeuge tragen jeweils eine Seiltrommel, die von einem starken Dieselmotor angetrieben wird. Sie fahren zu beiden Seiten der zu bearbeitenden Fläche. Zwischen ihnen läuft an einer Stahltrosse ein tiefwirkender Pflug, dem sich der schwerste Boden nicht zu widersetzen vermag.

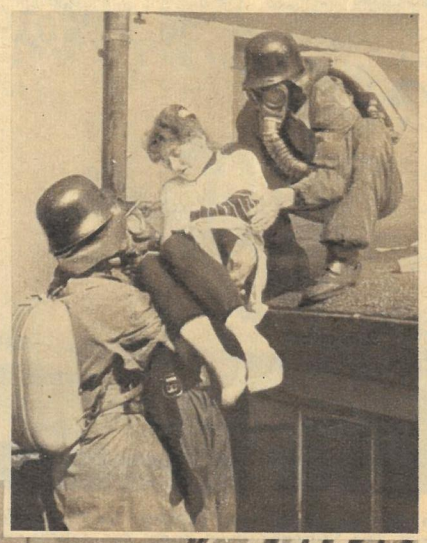


„Ersatzteile? Kein Problem! Wir haben alles am Lager!" wies uns Instrukteur Augner auf die Stapel und die vollgefüllten Regale. So war es in dieser Lagerhalle, so auch in der nächsten, in der dritten, der vierten . . . „Sehen Sie, oft stellt es sich im Verlauf einer Erntekampagne heraus, daß bestimmte Ersatzteile zu einem ausgesprochenen Engpaß werden. Das hängt vom Boden und von den klimatischen Bedingungen ab. Im Vorjahr beispielsweise herrschten für den Einsatz unserer Mähdrescher günstige Wetterbedingungen wie nie zuvor. Sie erzielten bis dahin unbekannte Hektarleistungen. Der Rekord liegt bei 456 Hektar bestellter Fläche in einer Kampagne. Das führte zu einem hohen Verschleiß an Keilriemenscheiben. Dieses Jahr werden wir uns entsprechend vorbereiten; unser Werk wird auch in der Nacht besetzt sein. Wir werden auf jede Bedarfsanforderung augenblicklich reagieren und uns in unserer Ersatzteilfertigung, wenn es notwendig sein sollte, sofort auf die Gegebenheiten einstellen.

**„Feuer! Feuer!"** – Dichte Rauchschwaden quellen aus den Fenstern der fünften Etage im Altbau des HO-Warenhauses in Dresden. Wertvollem Volkseigentum droht die Vernichtung; Waren im Werte von 25 Millionen DM befinden sich im Hause. Aber noch weit Schlimmeres droht: Menschenleben sind in Gefahr! Zwei Kolleginnen der zur Zeit im Hause befindlichen 800 Mann Belegschaft sind hilflos eingeschlossen. Auf der Feuerwache schrillt die Alarmglocke.

# Keine Panik

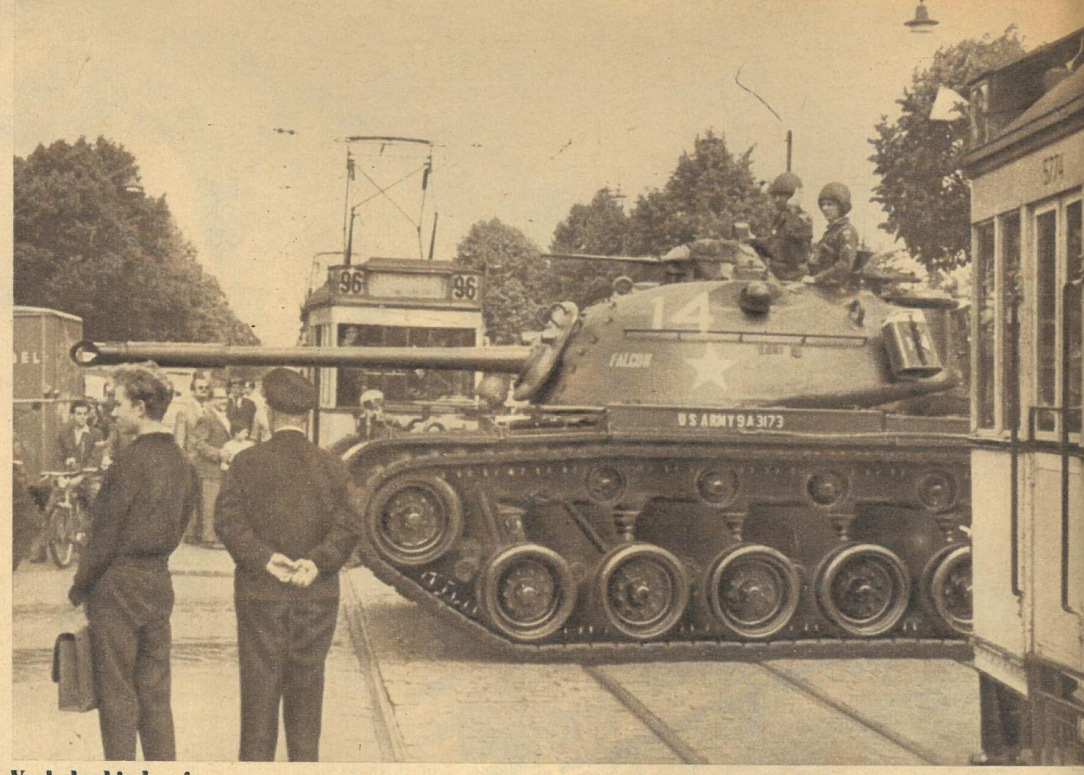
darf entstehen. Das ist oberstes Gesetz im Warenhaus. Diszipliniert begibt sich die Belegschaft über die Freitreppe aus der Gefahrenzone. Den Brandherd bekämpft bis zum Eintreffen der Feuerwehr der freiwillige Löschtrupp des Warenhauses. Zwei Löschzüge rücken in wenigen Minuten an. Die ersten Maßnahmen gelten den Eingeschlossenen. Moderne Kreislaufgeräte schützen die Männer des Rettungstrupps bei der Bergung. Dann erst beginnt die Eindämmung des Brandherdes durch den Löschtrupp. — Diesmal war es nur eine der notwendigen Übungen.





**Zur Gefahrenklasse I** zählen alle Warenhäuser in der DDR. Nicht allein deshalb, weil sie vom Keller bis zum obersten Geschoß mit oft leicht brennbaren Waren angefüllt sind, sondern vielmehr deshalb, weil sich stündlich Tausende von Menschen, Verkäufer und Kunden, darin aufhalten. Darum obliegt der Warenhausleitung die große Verantwortung, alle Maßnahmen zu treffen, daß nicht durch Panik Menschenleben zu beklagen sind. Daß die Übung klappte, war nicht zuletzt der Warenhausleitung und dem disziplinierten Verhalten der Belegschaft zu danken.

*Fotos Friedemann*




**Verkehrshindernis.** Amerikanische Panzer paradierten nicht nur in den Tagen der Pariser Konferenz, sondern auch noch danach in herausfordernder Weise durch westdeutsche Städte. Ihre „Demonstration der Macht" konnte zwar den Verkehr, nicht aber die Sympathiewellen für N. S. Chruschtschows klare und eindeutige Entscheidung in Paris aufhalten

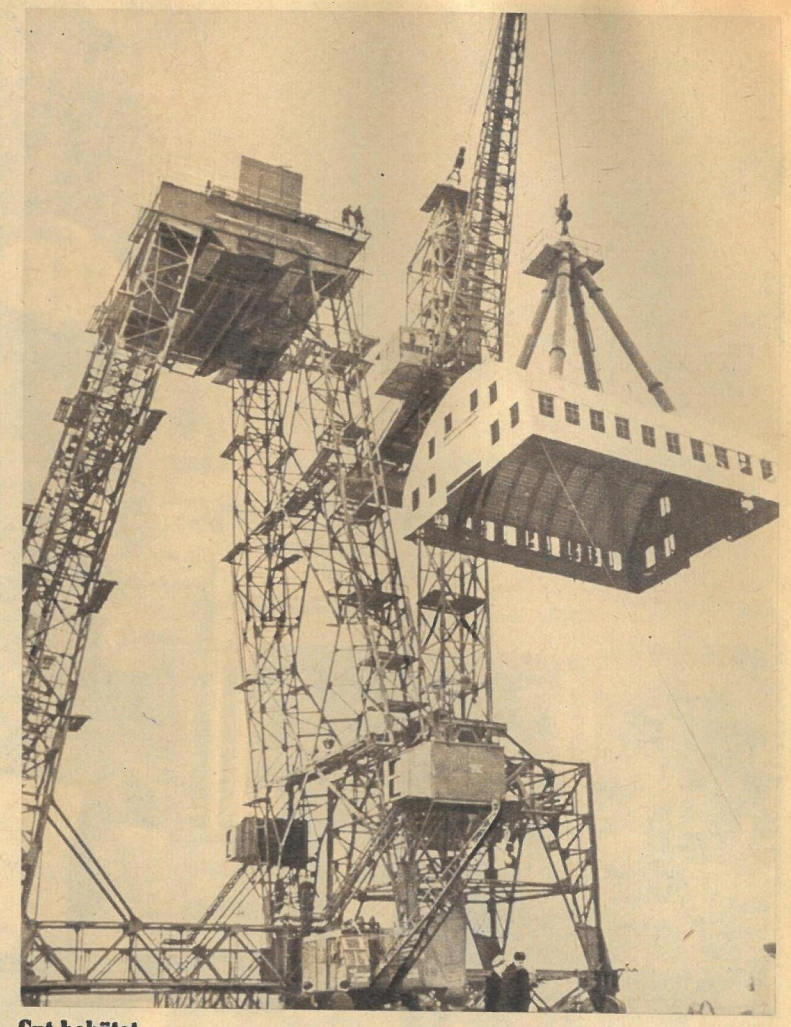
**Hoch hinaus.** In der Nähe des Elbrus in 2130 Meter Höhe errichtete die Sowjetunion ihre höchste astronomische Station. Sie dient der Erforschung der Sonnenflecken, der Protuberanzen und der Sonnenaktivität einschließlich der radioaktiven Sonnenstrahlung. Unser Bild zeigt das Radiointerferometer zur Messung geringer Winkelabstände bei Gestirnen

**Protest gegen Eisenhower.** Über 4000 Amerikaner, darunter der bekannte Sänger Harry Belafonte (Bildmitte), forderten in einem Protestmarsch einmal mehr vom Präsidenten eine vernünftige und friedliche Kernpolitik und endgültig Schluß mit jeglichen Spionageprovokationen gegen die Sowjetunion

**Rosen für Brisdtit.** Pariser Blumenzüchter erwiesen sich als wahre Kavaliere. In den Kellern des Eiffelturms kreierten sie der Welt eine neue Rosensorte und gaben ihr den — was Üppigkeit der Formen angeht — verpflichtenden Namen: Brigitte Bardot

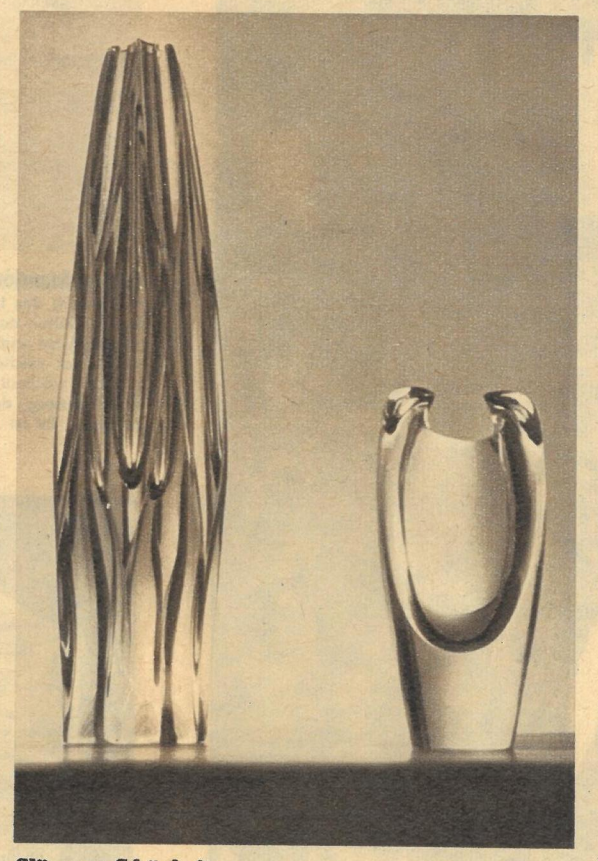
**Jonathan und Karoline.** Mit der ganzen Zärtlichkeit seines Affenherzens liebt der Schimpanse das Kücken mit dem hübschen Namen und liegt — quasi zum Beweis seiner Aufrichtigkeit — der Dame zu Füßen. Karoline aber ist noch skeptisch und tapst weniger stolz als ungelenk aus der äffischen Reichweite

*Fotos: Zentralbild (5), ČTK (2), Güttner (1), Archiv (2)*



**Gut behütet.** An der Angara fand kürzlich die Grundsteinlegung des Maschinenhauses für das Wasserkraftwerk Bratsk statt. Riesenkräne von 428 Tonnen Gewicht und 22 Tonnen Ladefähigkeit heben mit spielerischer Leichtigkeit die einzelnen Dachteile auf die Fundamente. Vier Aggregate dieses größten Wasserkraftwerkes der Welt werden bereits im nächsten Jahr den ersten Strom erzeugen können

**Premiere in Rathen.** In der Inszenierung von Krampen/Schneider und mit Iris Renner und Horst Quednow in den Titelrollen ist Schillers „Die Jungfrau von Orleans" in dieser Saison in der Felsenbühne Rathen zu sehen



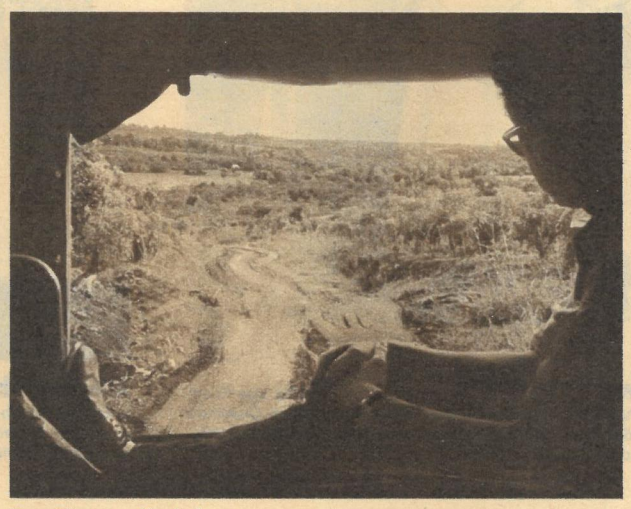
**Gläserne Schönheit.** Böhmisches Glas ist weltberühmt, nicht zuletzt deshalb, weil sich die Dessinateure ständig etwas Neues einfallen lassen und dem Material wundervoll leichte und beschwingte Formen verleihen. Hier zwei Modelle von Antonin Drobnik

△ **Schule für Erwachsene.** Für die jahrhundertelang verfemten und herumgestoßenen Angehörigen der Zigeunernationalität errichtet die ČSR mehr und mehr Schulen und Kurse aller Art, um diesen Menschen den Übergang in ein geordnetes Leben zu erleichtern

◁ **Furcht vor dem Wasser.** Die Erdbebenkatastrophe in Chile und die in ihrem Gefolge auftretenden Springfluten im Stillen Ozean haben vor allem in Japan Angst und Schrecken hervorgerufen. 500000 Bewohner der gefährdeten Küstengebiete haben ihre Heimat verlassen und sich in höhergelegene Teile des Landes begeben

# ZEIT IM BILD

**Das ist Asunción,** mit 200 000 Einwohnern eine reine Urwaldstadt, dabei die Hauptstadt des Landes. Selten im Stadtbild sind diese zweistöckigen Häuser, kleine Hütten dagegen in großer Zahl zu finden. Gepflasterte Straßen, elektrisches Licht und Gas gibt es nicht, abgesehen von dem Komfort in den Prunkvillen der reichen Oberschicht. Die Verbindung zur Außenwelt halten ein zweimal wöchentlich verkehrendes Flußschiff und ein vorsintflutlich anmutender Eisenbahnzug, der auch nur zweimal wöchentlich nach Buenos Aires dampft, aufrecht. Es ist kaum glaublich: Seit vierundzwanzig Jahren herrscht über



**Das düsterste Kapitel** in der Geschichte Paraguays wird die Strößnerdiktatur bleiben. Trostlosigkeit erfüllt das so fruchtbare Land. Doch der Diktator hat gegen entsprechende „Sicherheiten" (sprich: billiger Rohstofflieferant für USA-Unternehmen) etwa 83 Millionen Dollar in der Wall Street gepumpt. Die USA haben ihrerseits dieser faschistischen Regierung reinsten Wassers Kanonen, Gewehre, Panzer und Flugzeuge konzediert — zur Unterdrückung der schwelenden Glut des Volkswillens, die Strößner und seine Bande für immer und ewig davonzujagen droht.

**Der letzte faschistische Diktator** Südamerikas, General Alfredo Strößner, präsidiert hinter den schwerbewachten Mauern seines Palastes, ständig bemüht, „sein" in primitivsten Zuständen lebendes Volk nach den „bewährten" Methoden aller südamerikanischen Exdespoten zu drangsalieren. 1954 erschlich er sich, den Vorgänger General Chavez vom Throne schießend, den Diktatorsessel. Die ersten Amtshandlungen erfolgten nach faschistischen Vorbildern: Zerschlagung der Opposition, Presse- und Redeverbot, Errichtung von Konzentrationslagern und — Aufnahme flüchtiger SS-Mörder.

# Tragödie am Rio Paraguay

**Guaraniindianer** bevölkerten einst das heutige Gebiet Paraguays. Im vorigen Jahrhundert rotteten die reaktionären Regierungen Argentiniens, Brasiliens und Uruguays mit aktiver Unterstützung europäischer Kolonialmächte die Indianerstämme fast aus. Ihre Nachkommen und Mischlinge machen trotzdem fünfundneunzig Prozent der Gesamtbevölkerung aus, der Rest sind Weiße, meist Angehörige der reichen Oberschicht. In bitterster Armut, bar jeder Hygiene vegetiert die Mehrzahl des anderthalb Millionen großen Volkes in armseligen, halbzerfallenen Blech- und Lehmhütten. Die Kinder bleiben zumeist zeit ihres Lebens Analphabeten. Eine Berufsausbildung kennen sie nicht, und die gibt es auch nicht. Sie dürfen aber täglich bis zu sechzehn Stunden beim Gutsherrn schuften.

Paraguay der Belagerungszustand. Die Hunger- und Elendsdiktatur vermochte trotz Repressalien und Verfolgungen den Volkswiderstand jedoch nicht zu brechen. Ende 1959 gelang es der Strößnerclique noch, die durch das Beispiel Kubas ermutigten Aufständischen bestialisch niederzuschlagen. Aber schon vor achtzig Jahren schrieb der kubanische Revolutionär, Dichter und Publizist José Marti: „Den Kampfwillen der Völker kann niemand brechen, er läßt sich nur zusammenpressen wie eine Stahlfeder, aber je mehr sie zusammengepreßt wird, mit desto größerer Gewalt schnellt sie auseinander." In Paraguay beginnt die Feder sich sehr straff zu spannen . . .

**Alle Voraussetzungen** für ein auskömmliches Dasein bietet die Natur allen Paraguayern: mildes Klima, fruchtbare Böden, Wälder kostbarer Hölzer, eine ausreichende Menge an Bodenschätzen, wie Eisen, Mangan, Zink, Kupfer, Erdöl und Quecksilber. Die Mehrzahl der bäuerlichen Betriebe, etwa fünfundsiebzig Prozent, wird von den sogenannten „Ocupantes" bewirtschaftet, das heißt von Bauern, die zeitweilig staatliche Ländereien bearbeiten und durch verschiedene Spielarten der Schuldknechtschaft — wenn sie sich nicht gerade noch durch den Verkauf von Früchten über Wasser halten können — ständig von der Aussiedlung bedroht sind.

**Weder Wasserleitung noch Kanalisation** besitzen die Hauptstadt Asunción sowie die Städte Encarnación, Villarrica und Coronel Oviedo. Damit ist Asunción die einzige Hauptstadt der Welt ohne diese für die Zivilisation lebensnotwendigen Einrichtungen. Was das bedeutet, kann nur der ermessen, der eine gewisse Zeit in dem subtropischen Klima Paraguays gelebt hat. Wenige besitzen einen eigenen Brunnen im Hause, es kommt der Wasserhändler, aber auch nicht umsonst. Wer kein Geld hat, muß sich selbst unter großen Mühen aus dem lehmigen Rio Paraguay das kostbare Naß holen. Krankheiten und Seuchen sind oftmals die unausbleiblichen Folgen des unkontrollierten Wassergenusses. Aber Krankenhäuser und Arztbesuche sind unbezahlbarer Luxus. — Die Woge der Volksbewegung, die sich vom Rio Bravo bis zum Feuerland erstreckt, wird eines Tages auch endgültig die Strößnerdiktatur überrollen!

*Fotos Peter Steffen / Text Werner Kluge*

EBERHARD KOTTWITZ

# Armeepistole 8086

1. Fortsetzung

*Zu den Besuchern der Ausstellung „10 Jahre Deutsche Volkspolizei" gehören auch Erhard Colditz und sein zwölfjähriger Sohn. Beim Betrachten der ausgestellten Waffensammlung entdeckt Colditz zu seinem größten Erstaunen die Pistole, die er während des faschistischen Krieges bis zum Ende getragen hatte. Wie er von dem diensthabenden Offizier der Waffenabteilung erfährt, gelangte diese Pistole erst vor etwa zwei Jahren in die Hände der Volkspolizei, und es interessiert den Oberleutnant, von Colditz Näheres über die Geschichte der Waffe zu erfahren. So schildert Colditz dem Offizier die letzten Tage und Wochen des faschistischen Krieges, die ihn unter den Resten der Regimenter im sogenannten Ruhrkessel sahen. Wie so viele damals hatten auch er und sein Kamerad Rolf Schumacher es satt, noch länger im Dreck zuzubringen. Sie entschlossen sich, nach Remscheid zu fliehen, wo Rolf zu Hause ist. Ausführlich schildert Colditz dem Offizier die Erlebnisse dieser schweren Tage, die sie mit einigem Glück überstanden, bis . . .*

## Von der Feldpolizei geschnappt

Alles hatten wir einkalkuliert; unseren Mut, die Umsicht erfahrener langjähriger Frontsoldaten und ein bißchen Glück. Und unsere Rechnung war auch aufgegangen. Bis jetzt jedenfalls. Nun aber gesellte sich uns ein dritter, unsichtbarer Marschierer zu, den wir weder gebeten hatten, uns zu begleiten, noch auf den ersten Kilometern gemeinsamen Marsches wahrnahmen. Bruder Leichtsinn diktierte fortan unseren Weg.

Zwei-, ja dreimal war alles gut gegangen. Zu gut, um für uns gut zu sein, und als wir gar noch bei Tage an Wipperfürth vorbeizogen, ohne im geringsten behelligt zu werden, lenkten wir unsere Schritte von den schweren lehmigen Feldwegen ab der Staatsstraße zu. In Hückeswagen, dem einzigen Ort, der noch zwischen uns und unserem Ziel lag, müßte es ja wahrlich mit dem Teufel zugehen, wenn sich uns ausgerechnet in diesem Nest ein Hindernis in den Weg stellen sollte.

Es ließ sich leichter, angenehmer auf dem Kleinpflaster laufen, und zügig kamen wir voran.

„Hückeswagen", sagte Rolf, „liegt in einer kleinen Senke. Wenn wir diesen Hügel dort erklommen haben", er zeigte dabei mit der Hand die schnurgerade, aber mit einem plötzlichen Knick ansteigende Straße entlang, „dann stehen wir unmittelbar vor den ersten Häusern, die man nur deshalb nicht sieht, weil das Gelände gleich hinter dem Scheitel steil abfällt."

„Du kennst dich aber gut hier aus."

„Kunststück. Hatte mal 'ne kleine Freundin hier. Ein süßes Luderchen, sag' ich dir. Die konnte vielleicht küssen und . . ."

„Hör mal, laß mich jetzt mit deinem Quatsch zufrieden. Paß lieber auf die Straße auf. Noch sind wir nicht da."

„Herrjeh, was bist du auf einmal grantig!"

Wir hatten den Gipfel erreicht und gedachten gerade, unsere Füße den Berg hinab von allein laufen zu lassen, als Rolf wie angewurzelt stehenblieb. Geistesgegenwärtig trat ich ihm rücksichtslos in sein Hinterteil. Er stolperte vorwärts und fing sich wieder. Vor uns, etwa dreißig Meter entfernt, stand ein mit Stabsfeldwebelsternen und dem Kettenhundeschild geschmückter Riese.

„Bist du verrückt, einfach stehenzubleiben?" zischte ich voller Wut Rolf zu. „Der Bulle muß doch sofort Verdacht schöpfen."

„Ich war so erschrocken . . ."

„Halt's Maul jetzt! Laß mich mal machen."

Jetzt oder nie!

Mit ruhigem Schritt und einem zackigen Gruß marschierten wir an dem Feldwebel vorbei. Verblüfft dankte dieser. Ich wollte gerade Rolf aufatmend zuflüstern, daß man solchen Leuten mit „aufrechter militärischer Haltung" noch immer beikommen konnte, als eine Stentorstimme mich in die rauhe Wirklichkeit zurückrief:

„He, ihr Pfeifen! Was latscht ihr hier 'rum? Wollt ihr keine Meldung machen?"

Mich packte eine plötzliche Wut. Was dachte sich dieser Schafskopf eigentlich. Keinen Schuß Pulver gerochen, dieser Heini, aber zu uns Pfeifen sagen. Mit wenigen Schritten war ich wieder bei ihm. Im Gehen hatte ich meine Tarnjacke aufgerissen, so daß er meine Unteroffiziertressen und meine Auszeichnungen sehen mußte.

„Sperr deine Ohren gefälligst auf, Stabsfeldwebel! Ist dir der Donner der Amigeschütze nicht Meldung genug? Wenn du noch paar Stunden so hier 'rumstehst, dann pustet dir ein ‚Grant' oder ein ‚Lee' dein Licht aus!" (Grant und Lee waren nach amerikanischen Generälen des Bürgerkrieges benannte Panzertypen.)

Der Feldpolizist rang nach Fassung. Zweifellos, meine Tressen und Orden hatten ihn fürs erste versöhnlicher gestimmt, aber keineswegs befriedigt. Was half's? Hatte ich A gesagt, mußte auch B kommen. Ich beschloß, den Teufel mit Beelzebub auszutreiben und mich des Namens derer zu bedienen, die ich im tiefsten Grunde meines Herzens haßte. Aber hier ging's um unser Leben, da mußte jedes Mittel recht sein. Ich hob wieder die Stimme:

„Wir sind Vorauskommando der Panzer-Lehr-Division Bayerlein, unterstehen dem 12. SS-Panzerkorps und sind von General Sepp Dietrich persönlich beauftragt, in Hückeswagen Platz für unsere Einheiten zu schaffen."

Die Nennung der SS-Truppe und ihres berüchtigten Generals machte den Kerl weich, und in weiser Voraussicht lenkte er etwas ein.

„Da kommt ihr zu Fuß?"

„Unseren Jeep schossen uns Jabos bei Wipperfürth unter dem Allerwertesten weg, und Droschken gab's dort keine mehr."

„Also gut, zeigt eure Marschpapiere her, und die Schose ist in Ordnung!"

„Wir haben keinen Marschbefehl. Wir sind unmittelbar vom Frontabschnitt abkommandiert worden."

„Dann müßt ihr mitkommen zur Ortskommandantur. Ich habe auch meine Befehle. Zu viele hauen jetzt von der Truppe ab. Wir müssen bei der Einheit anrufen."

Schweigend gingen wir zu dritt, neugierig bestaunt von den im Ort liegenden Landsern, der Ortsgeschäftsstelle zu. Keine Aussicht, wegzukommen. Es wimmelte geradezu von Feldpolizisten.

Es mußte ja so kommen. Der verfluchte Leichtsinn. Hätten wir nicht die letzten dreißig Kilometer auch noch auf Feldwegen zurücklegen können?!

Unsere einzige Hoffnung bestand darin, daß Dietrich kein festes Quartier mehr hatte und deshalb telefonisch nicht zu erreichen war. Aber wie lange half uns das wirklich?

In den zwei kleinen Räumen der Ortskommandantur herrschte Hochbetrieb. Ein eisgrauer Major, sicher ein ehemaliger Oberlehrer, hatte uns keines Blickes gewürdigt. Nur sein EK I. aus dem ersten Weltkrieg zitterte leicht auf der Brust, als der Stabsfeldwebel seinen Bericht erstattete. Dem Eisgrauen war der eifrige Feldgendarm sicher ein Greuel. Aber es lag auch nicht in seiner Hand allein, den Fall aufzuklären. So beschied er den Hüter der militärischen Ordnung, im Gefechtsstand des SS-Generals anzurufen und sich unsere Angaben bestätigen zu lassen.

Uns schob man derweilen ins Nebenzimmer ab. Zwei Soldaten saßen hier an Schreibmaschinen und hämmerten lustlos darauf herum. Die schrägen Strahlen der seit Tagen endlich wieder einmal scheinenden Sonne vergoldeten das abgeschabte Sofa, auf dem wir hockten. Eine Unterhaltung mit den Schreibern hatten wir scheitern lassen, weil sie gar zu beflissen nach den anrückenden Amerikanern fragten. Wir aber konnten mit Auskünften nicht vorsichtig genug sein und verfielen deshalb, leise vor uns hinschimpfend, in dumpfe Brüterei. So sahen also die letzten Stunden im Leben eines Menschen aus. Wenn man es sich wenigstens bequem machen könnte. Da hatte man nun im Feuerhagel bei Caen und später bei St. Lo gestanden, hatte die Panzerschlacht bei Avranches, den gesamten Rückzug bis in den Aachener Totenwald und später, im Dezember 1944, die Ardennenoffensive mitgemacht und alles gut überstanden. Und nun kam hier so ein dußliger Stabsfeldwebel, der bestimmt schon fünfzehn Jahre Soldat war, aber noch keine Stunde davon an der Front, und sagte einfach: „Halt, ich muß erst telefonieren!"

Rolf dokterte an einem Bleistiftstummel herum, legte die Mine mit den Fingernägeln frei und malte auf einen Fetzen Papier allerlei Kombinationen auf. „Es gibt fünf Möglichkeiten, was aus uns wird", murmelte er dabei in leisem Selbstgespräch.

Im Nebenzimmer drehte jemand, sicher der Stabsfeldwebel selbst, unablässig an der Kurbel des Feldtelefons. Das Unheil nahm seinen Lauf.

Zum Fenster hinausspringen? Einfach die Pistolen ziehen und alles über den Haufen schießen? Hingehen zum Major und alles wahrheitsgetreu schildern?

Eine Idee so absurd wie die andere. Wir kämen keine fünfhundert Meter weit, dann wären wir entweder tot oder gefangen – und wenn man dem Major doch unter vier Augen . . .? Ach Quatsch, dann schon lieber ausbrechen. Noch war das möglich. Der Stabsfeldwebel hatte uns, eingeschüchtert durch den Namen Dietrich, weder Soldbuch noch Waffen abgenommen, er glaubte also an unsere Mission, wollte sich nur sichern. Kam der General an den Apparat, war Feierabend. Kam er nicht: dieser Trottel von Gendarm war in der Lage, uns festzuhalten, einen Kurier loszuschicken oder sonst etwas anzustellen.

Ob denn die beiden Schreiber nicht mal rausgingen? Wenn wir lautlos verschwinden und nur fünf Minuten Zeit gewinnen, sind wir gerettet. Und die beiden mit der Waffe zwingen, die Schnauze zu halten? Nein, dann legte die Feldpolizei sie gleich hier an Ort und Stelle um. Die armen Teufel durften wegen uns nicht auch noch ins Gras beißen. Hoffnungslosigkeit beschlich uns. Es sollte wohl so kommen.

Der Stabsfeldwebel telefonierte noch immer.

Surrend zog ein großer Brummer durch das Zimmer und übertönte mit seinem Flügelschlag sogar das Klappern der Maschinen. Wo kommt denn jetzt im Februar diese große Fliege her, wunderte ich mich. Die Schreiber ließen die Hände sinken, lauschten, warfen plötzlich aufgeregt ihre Akten zusammen und sprangen auf. Auf der Straße jaulte jämmerlich eine Sirene.

„Kommen Sie, Unteroffizier", rief der eine Schreiber hastig, „die Jabos greifen wieder an. Hinter dem Haus sind Schutzgräben."

Mappen unter dem Arm, stürzten die beiden hinaus. Im Nebenzimmer die gleiche Eile. Der Stabsfeldwebel warf aufgeregt und ärgerlich den Hörer auf die Gabel. „'raus! – Fliegeralarm!" rief eine Stimme in den Raum. „Laß doch den Krempel liegen, los los!"

„Wo ist denn wieder mein Stahlhelm, Sauladen, elender!"

Alles schrie durcheinander. Einer stieß den anderen beiseite. Eine Tür fiel krachend ins Schloß. – Ruhe. Nur das Brummen der vermeintlichen Fliege wuchs bedrohlich an. In der ersten Regung war ich aufgesprungen, aber Rolf erwischte mich am Waffenrock, zwinkerte mit seinen Schweinsäuglein und zog mich wieder hin.

„Die Heimkrieger sind ins Mauseloch gekrochen, und wir – wir türmen, sobald der Rummel richtig losgeht."

Bordkanonengeknatter wurde hörbar, die ersten Bomben fielen.

„Ich gehe die Lage peilen." Rolf erhob sich und schlich zum Ausgang. Ich hatte keine Ruhe und folgte ihm bis zur Tür. Mit geübtem Blick übersah Rolf die leergefegte Straße, die Anlagen der Splitterschutzgräben und kundete unseren Fluchtweg aus. Schräg über die Straße mußten wir und hinter dem großen Haus rechts 'rein. Dann noch zweihundert Meter über das Feld bis zur Waldspitze. Dort holte uns niemand mehr ein. Rolf erinnerte sich des Helchenbaches, der sich in diesem Walde langzog, und an dessen Ufern er so oft mit seiner Freundin spaziert war. „War also doch nicht so umsonst, daß ich mal an das Mädchen dachte."

Das Inferno brach los. Kette um Kette stürzte sich auf Hückeswagen. Die kleinen Bomben zerbarsten mit eklem hellem Klang. Splitter prasselten auf Straße und Gärten, und auf alles, was sich bewegte, spuckten Bordkanonen. Mit schrillem Getöse rauschte etwas hinter das Haus. Die Wände zitterten, Glas splitterte, Ziegel rutschten vom Dach, und die Druckwelle, die durch das Haus raste, hob uns aus und warf uns in hohem Bogen in den Schmutz des Vorgartens.

Dieses unsanften Anstoßes hätte es wahrlich nicht bedurft, aber nun waren wir halt im Sinne des Wortes auf dem Sprung. Rolf rannte los, stolperte, raffte sich wieder auf und brach unter dem grellen Blitz einer Detonation erneut zusammen. Die Straße schien aufzubrechen wie bei einem Erdbeben. Der Körper meines Kameraden rollte in den Trichter hinein. „Auch das noch", ich schrie es wie wahnsinnig in das Toben des sinkenden Tages. Quicklebendig aber hüpfte der „Tote" wieder aus seinem Loch, hatte noch Zeit, mir zuzuwinken, und verschwand dann rasch hinter der Ecke des großen Hauses.

Ich lief ebenfalls, machte aber nicht Rolfs Fehler, die Straße auf großer Breite zu queren, sondern nutzte den linken Straßengraben aus, turnte über umgefallene Zäune, stolperte gegen Ziegelreste und

kletterte über einen gestürzten Telegrafenmast. Irgendwer rief mir aus einem Graben etwas zu, aber das Geheul der Jagdbomber, die Explosionen und das Kanonengeknatter rissen ihm die Worte vom Mund und verwehten sie ins Nichts. Ich hatte auch keine Zeit. Wahrscheinlich hatte mich jemand auf einen Schutzgraben aufmerksam machen wollen. Ach was, nur weiter, hinter die Hausecke, einem angreifenden Jabo aus der Schußlinie.

Ich fiel Rolf um den Hals und tastete ihn von oben bis unten ab.

„Nichts ist. Machte nur auf tot, damit der Jabo mich in Ruhe ließ."

Es sollte noch besser kommen. Wie glühendes Eisen fuhr es zwischen uns, zerbarst an der altersschwachen Wand. Kalk spritzte umher, metallisches Klirren erfüllte die Luft. Instinktiv lagen wir flach und krochen aus der Gefahrenzone. Der mich angreifende Jabo war eine „Lightning" gewesen, ein Doppelrumpfjäger, in dessen hinterer Kanzel ein gefährlicher Kanonenschütze hockte.

„Diese Scheiß-Lightnings. Wir kriechen jetzt den Feldweg entlang bis zur Waldspitze. Geh du voran!"

Ein kurzes Nicken, dann robbte ich durch den Dreck. Endlos schien der Weg, obwohl er nur etwa zweihundert Meter lang war. Mir kam es vor wie Stunden. Der Schweiß rann in Strömen, und mehr als einmal schluckten wir den klebrigen Schmutz des Feldes. Die Jabos schwirrten noch immer über dem Ort, wie wahnsinnig Tod und Verderben säend.

Wir sackten völlig erschöpft am Waldrand nieder und steckten uns erst einmal eine Zigarette an. Unsere Gegner, die gar nicht mehr unsere Gegner waren, hatten uns einen, allerdings höllischen, Fluchtweg offengehalten.

„Keinen Schritt mehr auf der Staatsstraße", stöhnte Rolf und hielt sich sein Bein. Einige Splitter hatten Stiefel und Hose zerfetzt, jedoch nur Hautwunden verursacht.

„Ich muß nun doch noch mal ins Dorf."

„Was mußt du? Noch mal nach Hückeswagen 'rein?" Meine Frage muß wirklich reichlich bedeppert geklungen haben, denn Rolf lachte aus vollem Halse und sagte: „Ja, wo sollte ich sonst mein Verwundetenabzeichen beantragen?"

Seit Stunden schon marschierten wir mit Blasen an den Füßen durch einen gepflegten Wald, von dem Rolf behauptete, er sei ein Ausläufer des Lenneper Stadtwaldes, ergo müßten wir gleich dasein. Aber es dauerte nochmals mehrere Stunden, weil wir nur noch mühsam vorwärts kamen. Die nassen Stiefel drückten die geschwollenen Füße geradezu erbärmlich, und Schlaf fehlte uns außerdem. Endlich bat mich Rolf, hinter dichtem Gestrüpp zu warten; er wolle Ausschau halten. Nach Minuten kam er zurück und führte mich vorsichtig an der Hand bis zu einem Gartentürchen. – Wir waren da.

Noch dauerte der Krieg an, wenn er auch für uns beide beendet war. Am 16. April 1945 startete die Sowjetarmee von der Oder aus die letzte, alles entscheidende Offensive; die Schlacht um Berlin begann. Während die Truppen der 1. Ukrainischen Front über Görlitz hinausstießen, schloß die 1. Belorussische Front Berlin ein, und die 2. Belorussische Front kämpfte sich über Schwedt, Neustrelitz und Waren bis nach Schwerin und Wittenberge vor. Bei Torgau fielen ermattete, aber unsagbar glückliche Soldaten der amerikanischen und der Sowjetarmee nach der Elbüberquerung sich in die Arme. Bei Halbe-Teupitz sanken noch Tausende blutjunger Menschen im Feuerhagel des sowjetischen Vormarsches. Henricis 9. deutsche Armee wurde im Lübbener Kessel eingeschlossen und vernichtet. General Eisenhower sah mit Grauen in den Augen das faschistische KZ in Buchenwald und äußerte nach seinem Besuch: „... jeden Fleck und jeden Winkel sah ich mir an, weil ich es für meine Pflicht hielt. Einige meiner Begleiter waren nicht in der Lage, diese Qual bis zu Ende durchzustehen. Ich aber zwang mich dazu, schickte sofort Berichte nach Washington und London und forderte Journalisten und Parlamentarier an, damit Beweismaterial unverzüglich der Öffentlichkeit unterbreitet werden könne, das für zynische Zweifel an diesen Unmenschlichkeiten keinen Raum mehr ließ ..."

Am 8. Mai 1945, nach über fünfeinhalbjährigem Krieg, krochen in Berlin die letzten Ratten aus ihren Löchern, unterzeichnete der noch immer arrogant-dümmlich lächelnde und mit allen Naziorden geschmückte Keitel, den selbst seine Generalskumpane ob seines bedenkenlosen Nachplapperns der Wahnsinnsbefehle des „Größten Führers aller Zeiten" stets nur „Lakeitel" nannten, die bedingungslose Kapitulation. In Norddeutschland wurde die letzte deutsche Reichsregierung unter Dönitz von den Engländern ausgehoben und gefangengesetzt. Die Nazibestie war besiegt – völlig vernichtet war sie noch nicht.

## Wer ist Stafford?

Der Hunger grassierte. Es war für Rolfs Mutter nicht leicht, uns zwei Fresser satt zu kriegen. Ständig war sie auf der Achse, organisierte, wo sie nur konnte. Da wir noch keine richtigen Papiere besaßen, wagten wir uns auch kaum auf die Straße. Trotz aller Sorge der Mutter wäre es uns aber schlecht gegangen. Zum Glück brachte Herta, Rolfs Schwester, aus dem amerikanischen Lazarett Brot und Zigarettenkippen mit, die uns über Wasser hielten. Herta war im Lazarett beschäftigt und mußte hauptsächlich nachts arbeiten, und da die Organisiertouren der Mutter oft mehrere Tage dauerten, saßen wir meist allein da. So auch heute. Rolf lag auf dem viel zu kleinen Sofa und hatte die Beine über die Seitenlehne gehängt.

„Dieser Stafford ist ein übler Bursche."

„Meinst du?"

„Ja, er schiebt mit allem möglichen, und daß er uns nicht – noch nicht – verzinkt hat, muß doch einen Grund haben."

„Unserer schönen Augen wegen kommt er mit diesem Higgins doch sicher nicht so oft hierher."

„Ich dachte erst, er steigt meiner Schwester nach, aber ..." Schumacher ließ seinen letzten Satz unvollendet. Was wollte Stafford von uns? Der Krieg dauerte noch an, aber den Ruhrkessel hatten die amerikanischen und englischen Armeen eingedrückt. Wir hatten nach unserer Ankunft in Remscheid uns noch zwei Tage verborgen. Dann rumpelten in den Straßen der Stadt Panzer umher, und Stunden später kreuzte in der Stadtwaldsiedlung von Lennep ein olivgrüner Jeep auf. Zwei Amerikaner – Stafford und Higgins, wie wir später erfuhren – gingen von Haus zu Haus, trommelten versteckte Landser heraus, warfen umherliegende Ausrüstungsgegenstände auf einen Haufen und taten im übrigen so, als ginge sie der ganze Krieg nichts an. Kauend und rauchend hatten sie uns „Zivilisten" gemustert, im Haus herumgestöbert und waren schließlich ohne ein Wort wieder gegangen.

Nach Tagen kamen sie wieder, führten kurze, nichtssagende Gespräche mit uns, gingen, kreuzten nach einiger Zeit wieder auf, kamen öfter und öfter.

Mit der Zeit hatte sich, ohne daß wir es wollten, eine Vertraulichkeit per Distanz entwickelt. Noch herrschte allenthalben das Fraternisierungsverbot. Aber die beiden kümmerten sich nicht darum.

Wir hatten unsere Debatte über Wert oder Unwert von Stafford und Higgins noch nicht wieder aufgenommen, als Schritte vom Gartentor her tappten. Ein leiser Fluch war zu hören, dann stieß wahrhaftig dieser Stafford die Tür auf.

„Hello, Boys", grüßte er.

„'n Abend", antworteten wir, nicht sehr erbaut.

„Higgins, come on!" rief der Sergeant ins Dunkel des Abends. Seine langen Stelzen nur flüchtig säubernd, trat Lance Corporal Higgins ein. Stafford warf ein Päckchen Chesterfield auf den Tisch und legte ein Spiel abgegriffener Karten behutsam daneben.

„Spielt ihr Whist?"

„Mäßig."

„Los, spielen wir."

Wir setzten uns. Higgins mischte und gab aus. Schweigend verliefen die ersten Runden. Nur Stafford sprach deutsch, schon allein deshalb kam es zu keiner rechten Unterhaltung. Aber wir waren auch von uns aus gar nicht interessiert. Uns beschäftigte nach wie vor der Gedanke, was die beiden von uns wollten. Verflucht, das mußte doch einen Grund haben.

Der Sergeant fischte eine Zigarette aus dem Päckchen und bot auch in der Runde an, machte einige Züge und sagte plötzlich ohne Übergang:

„Wo sind eure Pistolen?"

„Was für Pistolen?" fragten wir beide gleichzeitig betroffen.

Das also wollten die beiden. So ein Mist, durchfuhr es mich, so ein blöder Mist. Wir hatten unsere Pistolen der Feldpolizei wegen bis unmittelbar zum Einmarsch der Amis behalten müssen und sie dann nur flüchtig im Garten vergraben, um sie später in Ruhe beseitigen zu können. So ein elender Mist, dachte auch Schumacher in diesem Moment, beschloß aber, sich weiter dumm zu stellen.

„Was denn für Pistolen?" fragte er nochmals und machte dabei das dümmste Gesicht von der Welt.

„Stellen Sie sich nicht dumm, Schuh, oder sollen wir sie selbst ausbuddeln?" Dabei lachte Stafford lauthals wie über einen deftigen Witz.

Wo wissen die das her? grübelte ich. Ob Schiffner, der Nachbar, uns beim Eingraben beobachtet und, um sich einen guten Namen zu machen, uns verraten hatte? Aber warum kamen dann die beiden so bei Nacht und Nebel? Warum nicht offiziell? Auf Waffenbesitz stand schließlich laut Standrecht die Todesstrafe. Wir rührten uns nicht.

„Also los, dalli, grabt die Dinger aus! Wie wir euch Deutsche kennen, habt ihr sie sogar noch in Ölpapier gewickelt."

Stafford meckerte erneut los und entblößte dabei sein rauchgelbes Pferdegebiß.

„Let's go, let's go!" drängte Higgins ebenfalls und warf, als könne er damit alles in Bewegung setzen, zwei Päckchen Lucky Strike auf den Tisch. „For you", grinste er.

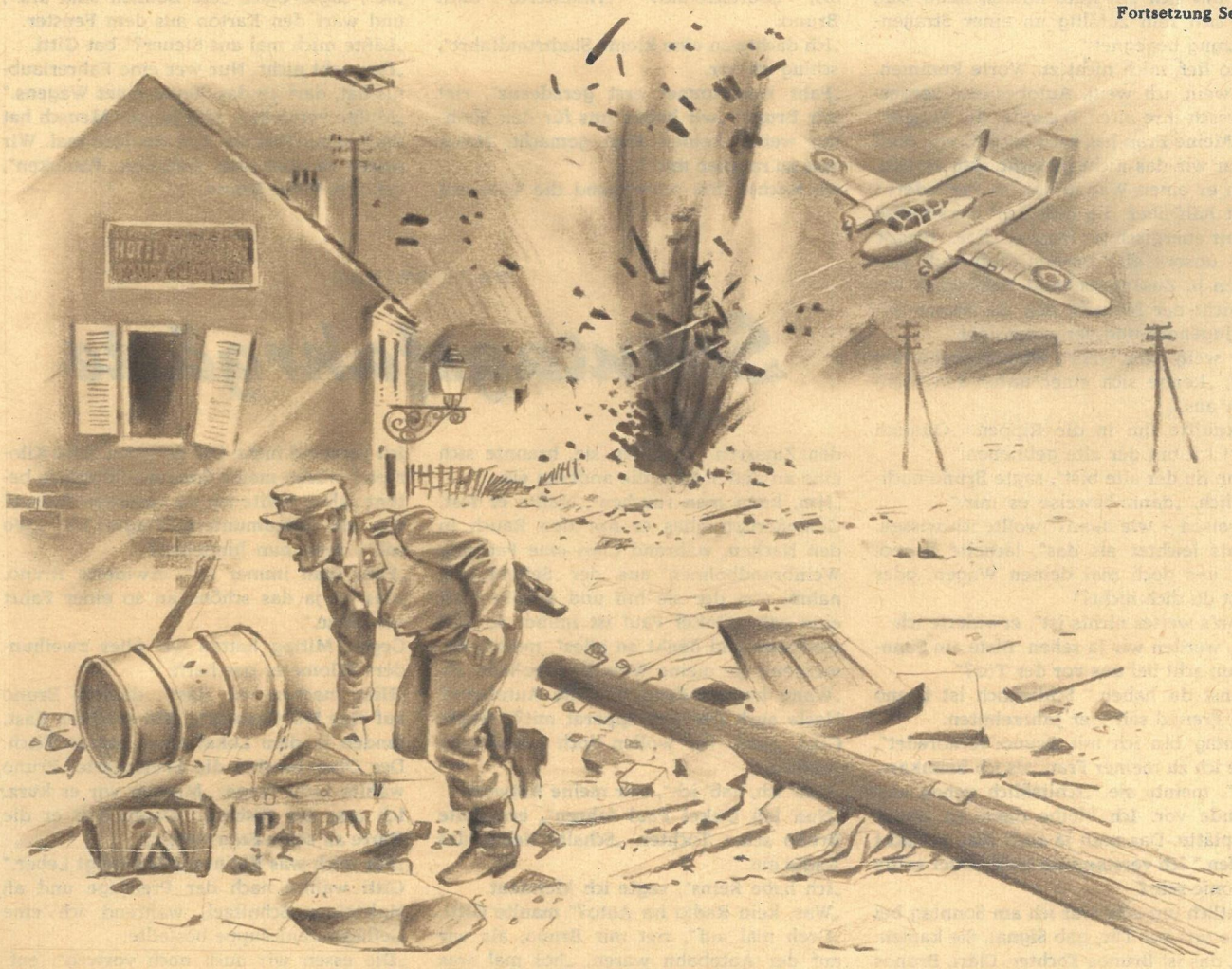
Stafford warf noch zwei Päckchen dazu und sagte: „Hier, wir wollen sie euch sogar abkaufen. Wir sind schließlich keine Gauner, was Hig? Los, gehen wir, holen wir die Dinger!"

Oberleutnant Münzer hatte Colditz nicht ein einziges Mal unterbrochen, und auch jetzt, als Colditz mit seinem Bericht zu Ende war, machte er keine Anstalten, zu sprechen. Beide Männer schwiegen und hingen ihren Gedanken nach.

Stafford also, jener amerikanische Sergeant, hatte die Pistole in Besitz genommen. Warum? Suchte er nur Souvenirs? Wollte er sie selbst tragen? Oder was beabsichtigte der Amerikaner mit der für ihn so ungewöhnlichen Waffe? Warum wurden die Waffen nicht einfach beschlagnahmt? Warum taten die beiden so geheimnisvoll, „kauften" die Pistolen sogar?

Wie wanderten die Schußwaffen weiter? Eine Menge ungelöster Fragen stand wie eine Mauer zwischen dem Oberleutnant der Volkspolizei und Colditz. Münzer räusperte sich und sagte langsam in das Schweigen hinein: „Unseren Untersuchungen und den bruchstückhaften Erzählungen des letzten Trägers der 8086 nach sind die Möglichkeiten ziemlich begrenzt. Uns fehlte der Anfang der Geschichte. Jetzt, wo ich ihn kenne, wird mir manches klar. Es kann eigentlich nur so gewesen sein ..."

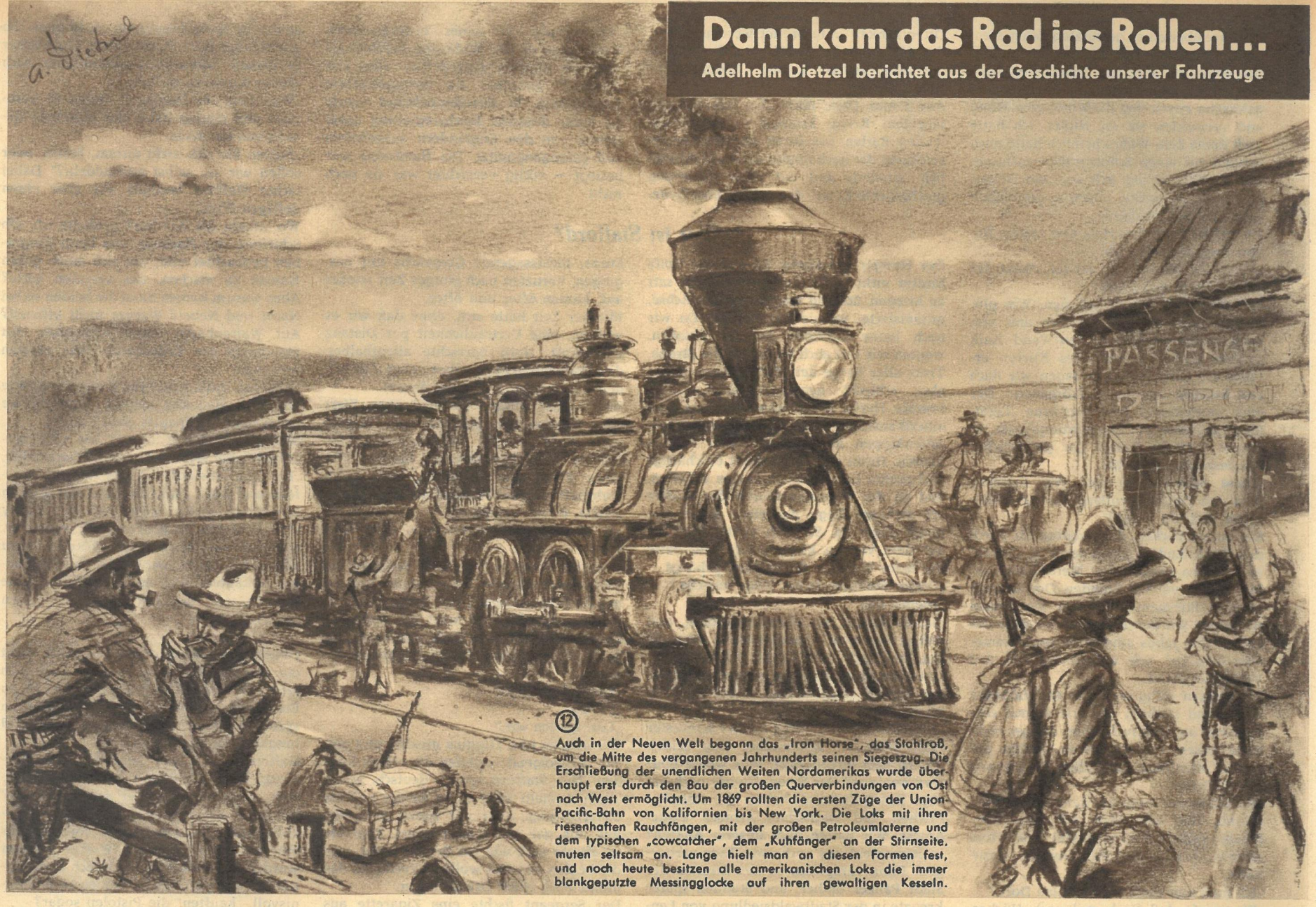
Fortsetzung Seite 18



... nur weiter, hinter die Hausecke, einem angreifenden Jabo aus der Schußlinie!

# Dann kam das Rad ins Rollen...

**Adelhelm Dietzel berichtet aus der Geschichte unserer Fahrzeuge**




⑫

**Auch in der Neuen Welt begann das „Iron Horse", das Stahlroß, um die Mitte des vergangenen Jahrhunderts seinen Siegeszug. Die Erschließung der unendlichen Weiten Nordamerikas wurde überhaupt erst durch den Bau der großen Querverbindungen von Ost nach West ermöglicht. Um 1869 rollten die ersten Züge der Union-Pacific-Bahn von Kalifornien bis New York. Die Loks mit ihren riesenhaften Rauchfängen, mit der großen Petroleumlaterne und dem typischen „cowcatcher", dem „Kuhfänger" an der Stirnseite, muten seltsam an. Lange hielt man an diesen Formen fest, und noch heute besitzen alle amerikanischen Loks die immer blankgeputzte Messingglocke auf ihren gewaltigen Kesseln.**

PAUL REINKE

# Sonntagsfahrgäste

„Na, endlich trifft man dich mal!" Damit schlug mir Bruno die Hand auf die Schulter, daß ich dachte, ein nichtbeachtetes Verkehrszeichen sei auf mich gefallen. – „Siehste, soweit kommt's unter alten Freunden, wenn der eine in die PGH eintritt und sich ein Auto kaufen kann, daß man sich rein zufällig an einer Straßenkreuzung begegnet."

Bruno ließ mich nicht zu Worte kommen. „Ich weiß, ich weiß, Autobesitzer vergessen rasch ihre alten Freunde, die Fußgänger. Meine Frau hat auch gesagt, von Paul hätten wir das nicht gedacht, daß er sich, wenn er einen Wagen hat, so verändert."

„Jetzt halt' aber die Luft an!" verschaffte ich mir energisch bei Bruno Gehör. „Bringe nicht unsere alte Freundschaft mit dem Wagen in Zusammenhang. Schließlich bin ich nicht der Mensch, den ein Motor seinen Jugendfreund vergessen läßt."

„Wer weiß, wer weiß", wiegte Bruno den Kopf, „kenne sich einer unter den Menschen aus."

Ich knuffte ihn in die Rippen. „Quatsch nicht! Ich bin der alte geblieben."

„Wenn du der alte bist", sagte Bruno nachdenklich, „dann beweise es mir."

„Beweisen – wie denn?" wollte ich wissen.

„Nichts leichter als das", lächelte Bruno, „zeig uns doch mal deinen Wagen, oder traust du dich nicht?"

„Wenn's weiter nichts ist", erwiderte ich.

„Gut, werden wir ja sehen. Biste am Sonntag um acht bei uns vor der Tür?"

„Kannst du haben." Schließlich ist Bruno mein Freund seit vier Jahrzehnten.

„Sonntag bin ich mit Bruno verabredet", sagte ich zu meiner Frau, als ich heimkam.

„Gut", meinte sie, „schließlich gehen alte Freunde vor. Ich bleibe dann zu Hause und plätte. Das muß ja auch mal gemacht werden." Ich verstand sie nicht. Oder sollte es Ironie sein?

Pünktlich um acht war ich am Sonntag bei Bruno vor der Tür, gab Signal. Sie kamen. Gitti, das ist Brunos Tochter, Cläri, Brunos Frau, und Bruno.

Ihren Gesichtern sah man an – sie waren versöhnt. Ich öffnete den Wagenschlag. Kurze Begrüßung. „Bitte!"

„Steigt man ein", sagte Bruno. „Gitti neben den Onkel, wir zwei nach hinten. So, nun gib Gas, drück auf die Tube, und dann los, Sportsfreund!" ermunterte mich Bruno.

„Ich dachte an eine kleine Stadtrundfahrt", schlug ich vor.

„Fahr man immer erst geradeaus", riet mir Bruno, „wir haben uns für den Sonntag weiter keinen Plan gemacht. Haste was zu rauchen mit?"

Ich reichte ihm schweigend die Tüte mit den Zigarren. Er nahm sie, brannte sich eine an und steckte die anderen ein.

„Hm, kann man rauchen", stellte er fest. Genießerisch blies er mir den Rauch in den Nacken, während Cläri eine Packung Weinbrandbohnen aus der Seitentasche nahm, von der sie hin und wieder Gitti eine gab. „Onkel Paul ist immer so aufmerksam und denkt an alles", meinte sie, während sie meine Weinbrandbohnen aß.

„Wann kommt denn nun die Autobahn? Haste auch den Fotoapparat mit?" fragte Gitti, „denn wir wollen doch Aufnahmen machen."

„Hab' ich, hab' ich", war meine Antwort.

„Nun laß Onkel Paul fahren", ermahnte Bruno seine Tochter. „Schalte lieber das Radio ein."

„Ich habe keins", sagte ich kleinlaut.

„Was, kein Radio im Auto?" maulte Gitti.

„Dreh mal auf", riet mir Bruno, als wir auf der Autobahn waren, „hol mal was 'raus aus deinem Schlitten."

Ich verstand nicht. Die nächsten zehn Kilometer waren meine Sonntagsfahrgäste betont ruhig. Sollte ich sie verärgert haben? Um sie aufzumuntern, fragte ich: „Wo soll's denn nun hingehen?"

„Fahr man immer zu", erwiderte Bruno, „das ist ja das schöne an so einer Fahrt ins Blaue."

Gegen Mittag hatten wir über zweihundert Kilometer geschafft.

„Hier machen wir Rast", deutete Bruno auf eine HO-Gaststätte. Wir machten Rast, fanden in dem Lokal einen netten Tisch. Der Ober brachte die Speisekarte. Bruno wählte nicht lange. „Machen wir es kurz. Ich esse ein Eisbein." Damit gab er die Karte an seine Frau weiter.

„Für mich was Kleines, mir genügt Leber." Gitti wählte nach der Preislage und aß Holsteiner Schnitzel, während ich eine Geflügelcremesuppe bestellte.

„Die essen wir auch noch vorweg", entschied Bruno. „Dazu für mich ein Helles

„Wieviel fahren wir jetzt?" wollte Gitti wissen – „hundert?"

„Nein", sagte ich, „achtzig, das genügt."

„Schade, ich wäre so gern mal hundertzwanzig gefahren", verzog sie ihr Kirschmündchen.

„So", sagte Cläri, „die Bohnen sind alle", und warf den Karton aus dem Fenster.

„Läßte mich mal ans Steuer?" bat Gitti.

„Das geht nicht. Nur wer eine Fahrerlaubnis hat, darf an das Steuer eines Wagens."

„Mußte verstehen, so'n junger Mensch hat doch seine Träume. Laß sie doch mal. Wir waren ja auch mal siebzehn, Pauleken", erklärte Vater Bruno.

und einen doppelten Korn. Für Mutti ein Glas Rotwein, und für Gitti eine Brause."

Zu mir gewandt, sagte er: „Du als Kraftfahrer darfst ja nichts trinken." Hernach bestellte Bruno noch vier Tassen Kaffee.

Beim Bezahlen sagte Bruno zu mir: „Runde mal nach oben ab. Hat prima geschmeckt, und gut bedient worden sind wir auch."

Ich bezahlte schweigend.

„So", entschied Gitti, „jetzt sind es nur noch fünfzig Kilometer von hier bis zu Tante Wanda. Da gondeln wir schnell mal hin."

Wir gondelten. Zuvor mußte ich neu tanken. „Nimm nicht zuwenig Kraftstoff!" rief Bruno aus dem Wagen.

Bruno, Cläri und Gitti besuchten Tante Wanda, während ich als Kraftfahrer am Steuer des Wagens drei Stunden vor der Tür wartete.

Als sie zurückkamen, lächelte Bruno. „Wir haben anständig Kaffee getrunken. Der Kuchen war auch gut. Ich denke, wir fahren langsam nach Hause. Sollte ja auch weiter keine große Fahrt werden." –

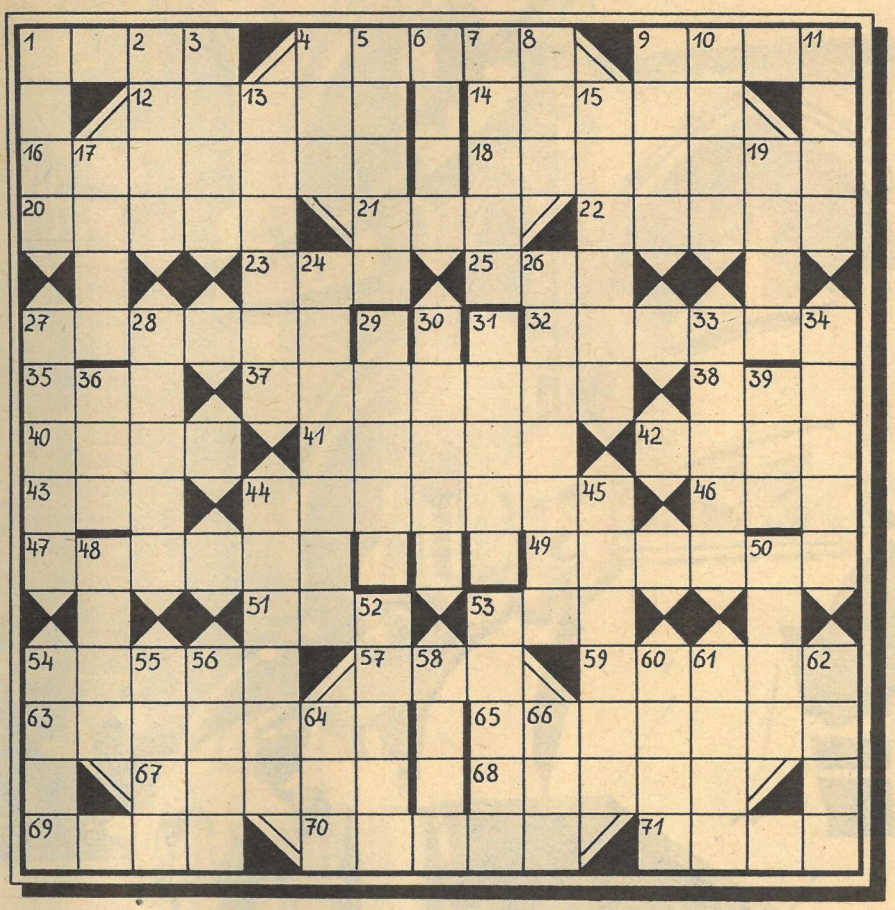
„Und komisch, zu komisch", kicherte Gitti fortwährend. „Tante Wanda hat geglaubt, es sei unser Wagen, und Onkel Paul ist der Kraftfahrer. Wir haben sie bei dem Glauben gelassen."

Auf dem Heimweg knipste ich noch zweiunddreißig Bilder von meinen Sonntagsfahrgästen. „Aber keine Kontaktabzüge", riet mir Gitti, „von jeder Aufnahme mindestens drei Bilder. Und nicht so kleine."

Um neunzehn Uhr setzte ich die drei vor ihrer Haustür ab. „So 'ne Fahrt machen wir öfter mal", strahlte Bruno zum Abschied. „Für dich hat das auch etwas Gutes. Du wirst sicherer im Fahren und lernst deinen Wagen kennen."

„So ist es", sagte ich, „genau so." –

Am Abend zu Hause saß ich mit meiner Frau zusammen. Wir entwarfen den Text zu einer Anzeige in der Zeitung am kommenden Sonntag: „Verkaufe wenig gefahrenen ‚P 70'. Umständehalber billig abzugeben."



## KREUZWORTRÄTSEL

**Waagerecht:** 1. Futterpflanze, 4. Hanfart, 9. Sportklasse, 12. Festmahl, 14. kleine Menge, 16. Staat der USA, 18. Künstlerwerkstatt, 20. Einheit des Lichtstroms, 21. Strom in der UdSSR, 22. Artbegriff, 23. Getränk, 25. türkischer Titel, 27. Gewebe, 32. Märchengestalt (Mz.), 35. Kalifenname, 37. Stachelhäuter, 38. Grußwort, 40. wertloses Zeug, 41. Hühnervogel, 42. alkoholisches Mischgetränk, 43. Papageienart, 44. Museum in Rom, 46. Sammlung von Aussprüchen, 47. Stadt in Holland, 49. Südfrucht, 51. Höhenzug zwischen Weser und Leine, 53. japanische Währungseinheit, 54. Sternbild, 57. griechischer Buchstabe, 59. nordfranzösische Stadt, 63. deutscher Maler (1497—1543), 65. Erdteil, 67. spanisch: Herr, 68. Stichwaffe, 69. Weinort in Ungarn, 70. Schwermetall, 71. eine der Gezeiten.
**Senkrecht:** 1. kreisförmiges Hüttendorf, 2. Stadt in Holland, 3. Nadelbaum, 4. Stammvater einer Völkergruppe, 5. Sultanserlaß, 6. gekörntes Stärkemehl, 7. Stadt in der Türkei, 8. altes Gewicht, 9. Mischfarbe, 10. ägyptische Göttin, 11. Nebenfluß des Rheins, 13. Stadt an der Loire, 15. Sultanspalast, 17. optisches Gerät, 19. Angehöriger einer SSR, 24. Dickhäuter, 26. Stadt in Südfrankreich, 27. Provinz in der Südafrikanischen Union, 28. Halbinsel am Roten Meer, 29. Mädchenname, 30. Schwermetall, 31. brachliegendes Grasland, 33. Gartenpflanze, 34. Staat im Himalaja, 36. Affe, 39. Normzeichen, 44. Gewebe, 45. norwegischer Polarforscher (1861—1930), 48. spanischer Fluß, 50. Stammvater eines Riesengeschlechts, 52. Männername, 53. Nebenfluß der Elbe, 54. Fluß in der ČSR, 55. Harzflüßchen, 56. deutsche Spielkarte, 58. Kunstgriff, 60. Mineral (Mz.), 61. unredlicher Mensch, 62. Wagenteil, 64. elektrisch geladenes Teilchen, 66. Zeichen. (ck = ein Buchstabe.)

## SILBENRÄTSEL

a at bal bel bo clau de der di do dok
e e e ei em gard gau ge gen gen gie go
ho i in is ja ka korb kow la lach land lei let
lis lo lon muff mus nau ner no nowsk nus
pe pie re re ri ri ru sen si stau ste ster
stinkt strand ten to tor tor tur u ul us ut
vens vi wal ward wi woi zont

Es sind dreißig Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben, von oben nach unten gelesen, ein japanisches Sprichwort ergeben.

1. Schweizer Kanton, 2. Bewohner eines Erdteils, 3. vielseitiger Beruf, 4. europäischer Strom, 5. phantastische Lehre, 6. akademischer Titel, 7. Selbstsucht, 8. Naturtrieb, 9. Komponist des Weltjugendliedes, 10. Verpackung, 11. Wettererscheinung, 12. europäische Wildschafart, 13. Reich der Riesen in der nordischen Sage, 14. Stadt an der Elbe, 15. wiederkehrende Reihenfolge, 16. Tatkraft, 17. sowjetische Währungseinheit, 18. Erholungsrequisit, 19. deutscher Schriftsteller, Nationalpreisträger, 20. Gesichtskreis, 21. Geburtsort Lenins, 22. Rheinfelsen, 23. ausländisches Geld, 24. Insel, 25. Hundekrankheit, 26. Vorratsbehälter der Lokomotive, 27. wollene Pferdedecke, Satelunterlage, 28. Heidepflanze, 29. holländischer Filmregisseur (Weltfriedenspreis 1954), 30. störartiger Wanderfisch.

## LÖSUNG AUS NUMMER 24

**Kreuzworträtsel.** Waagerecht: 1. Suttner, 5. Skandal, 10. Einband, 12. Henne, 14. Denar, 16. Norne, 17. Osaka, 18. Bier, 20. Luke, 22. Darm, 25. Reno, 27. Guben, 29. Egart, 31. Nenner, 33. Meteor, 35. Lar, 36. Alt, 37. Itz, 38. Reh, 40. Ecke, 43. Mensa, 45. Stoa, 47. Chaos, 49. Rue, 50. Skala, 51. San, 53. Mai, 54. Lot, 55. Los, 56. Sim, 57. Arm, 59. Don, 61. Rom, 64. Armin, 66. Lok, 68. Sofia, 70. Rain, 71. Golem, 73. Plau, 74. Kot, 76. Run, 77. Sue, 79. Aal, 81. Staat, 83. Stamm, 85. Stern, 86. Ulema, 87. Aden, 90. Leib, 92. Snob, 94. Ehre, 97. Neige, 99. Paare, 101. Pferd, 102. Utica, 103. Eleanor, 104. Ana, 105. Lese, 106. Enak, 107. Ehe. — Senkrecht: 1. Sahib, 2. Tanne, 3. Neer, 4. Eisner, 6. Knospe, 7. Adda, 8. Donau, 9. Larve, 11. Bebel, 13. Norden, 15. Ekloge, 19. Iduna, 21. Karre, 23. Anna, 24. Marter, 25. Remise, 26. Netz, 28. Berka, 30. Aorta, 32. Elm, 34. Eta, 35. Lech, 39. Haar, 41. Cholera, 42. Eos, 44. Nut, 45. Ski, 46. Olympia, 48. Salon, 50. Samos, 52. Non, 53. Mir, 58. Park, 59. Din, 60. Pol, 62. Mop, 63. Paul, 65. Mitte, 66. London, 67. Kessel, 69. Flame, 71. Gut, 72. Mus, 75. Osten, 76. Rand, 78. Etui, 80. Ammer, 82. Araber, 84. Albert, 88. Engels, 89. Iskra, 91. Etalon, 92. Sepia, 93. Onega, 95. Heine, 96. Etage, 98. Idee, 100. Aura.

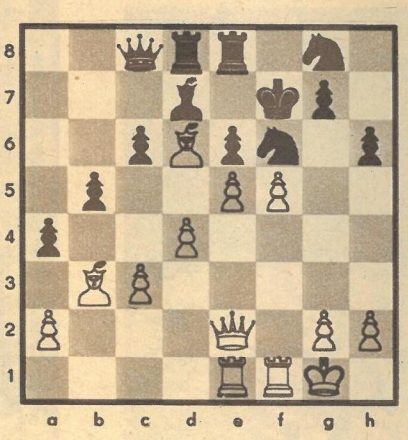
VEB FAHLBERG-LIST MAGDEBURG



DAS REDAKTIONSKOLLEGIUM: Chefredaktion: Kurt Stephan und Lena Smolny; Bruno Goldhammer, Werner Jenke, Eberhard Kottwitz · Verlagsleiter: Günther Zumpe · Redaktion und Verlag „Zeit im Bild", Dresden A 19, Bergmannstraße 46 · Ruf 34115 · Bankkonto: Deutsche Notenbank Dresden 9/1862 Lizenz-Nr. 709 des Presseamtes beim Ministerpräsidenten der Regierung der DDR · Druck: (III/9/1) Sächsische Zeitung, Grafischer Großbetrieb, Dresden N 23 · Anzeigenverwaltung DEWAG-WERBUNG, Dresden N 6, Dammweg 6 · Anzeigenpreise: Lt. Gesetzblatt Nr. 19, VO vom 3. 2. 1953 · „Zeit im Bild" erscheint wöchentlich, Preis 30 Pf, Abonnementspreis vierteljährlich 3,90 DM, monatlich 1,30 DM


## SCHACH

### Kombinationen, auf einen Blick erkannt?



Hier kündigte Weiß am Zuge ein Matt in 10 Zügen an. Wie war die Mattführung?

Die Stellung stammt aus der Partie Dr. Aljechin — Prat, Paris 1913.

1. **Dh5†!!** (Mit diesem hübschen Damenopfer wird der schwarze König ins Freie gejagt, wo er dann von den beiden Türmen und dem Läufer zu Tode gehetzt wird.) 1. . . . **Sh5:** 2. **fe6:† Kg6** 3. **Lc2† Kg5** 4. **Tf5† Kg6** (Auf 4. . . . Kg4 oder 4. . . . h4 folgt 5. Te4† Sf4 6. Tef4: matt.) 5. **Tf6† Kg5** 6. **Tg6† Kh4** (Oder 6. . . . Kf4 7. Te4† Kf5 8. Teg4 oder h4 matt.) 7. **Te4† Sf4** 8. **Tf4:† Kh5** 9. **g3** nebst 10. **Th4** matt. Es geht auch 9. Tg3 mit den Drohungen 10. Lg6 und Ld1 matt; und wenn 9. . . . g5, so 10. Th3 matt.

## Liesbchen Müller

(16) „Stell dir vor, Mutti, Karin und ich sitzen nun schon drei Stunden an der einen Mathematikaufgabe, es kann auch noch eine Weile dauern . . ."

## RÖSSELSPRUNG

Die richtige Lösung ergibt einen Vers aus einer zeitgenössischen Dichtung und den Namen des Dichters.

| | | | | | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| bel | ge | wird | nie | ein | sie | bracht | nes | auch | wußt |
| ßes | mehr | ju | ihr | voll | | schwer | be | das | han |
| ben | sich | ge | | nie | euch | r | sein | der | weg |
| aus | gro | daß | seid | be | und | | volk | jo | sich |
| er | euch | cher | ren | | macht | le | den | der | macht |
| seht | eu | hebt | ist | ben | hän | war | die | schafft | gebt |

Ereignisse von Weltruf

Herzlicher Jubel empfing Ministerpräsident Otto Grotewohl, der es sich nicht nehmen ließ, die Werktätigen der Staatlichen Porzellanmanufaktur zum Jubiläumstag ihres Betriebes zu beglückwünschen. Dieser Besuch zeigte, welche Bedeutung die Regierung der DDR der Staatlichen Porzellanmanufaktur beimißt, denn, so betonte er, „wir empfinden es als eine selbstverständliche Pflicht, das schöne Erbe und seine guten Traditionen erfolgreich weiterzuführen. — Die Erzeugnisse der volkseigenen Manufaktur helfen auf ihre Art, die Freundschaft und friedliche Zusammenarbeit der Völker zu verbessern." Hunderte Besucher und Kunden aus Westdeutschland und aus zwanzig Ländern aller Kontinente wohnten den Feierlichkeiten bei. *Fotos R. Peter jr. / Text W. Kluge*

# 250 Jahre „Meißner Gold"

◁ Was Johann Gregorius Höroldt für die Malerei bedeutete, das stellte der junge Dresdner Bildhauer J. Joachim Kaendler (1706—1775) für die Gestaltung des europäischen Porzellans dar. Mit beachtlichem Erfolg beschäftigte er sich bereits im Jahre 1737 mit dem Porzellanglockenspiel. Unter den kunstsinnigen Händen Professor Börners lebten die Ideen der Lösung dieses technisch recht schwierigen Problems wieder auf. Die Glockenmodelle wurden vor der Zerstörung im zweiten Weltkrieg bewahrt. Und so ging bei der Neugestaltung des Werkhofes ein lang gehegter Wunsch der Porzelliner in Erfüllung. Seit dem Pfingstsonntag 1960 begrüßt das automatisch und auch mittels Klaviatur betätigte, aus 42 Glocken bestehende Spiel die Besucher der Manufaktur mit zarten Mozartmelodien

Die berühmte Schauhalle der Manufaktur zeigte sich im renovierten Gewande. In ihr können heute wieder die von der Sowjetarmee 1945 sichergestellten und damit dem deutschen Volke bewahrten, unschätzbar wertvollen figürlichen und Tischporzellane bewundert werden. — Nicht nur die Kulturgüter, die gesamte Produktionsstätte setzten die Faschisten aufs Spiel. Der Betrieb verfiel der Demontage. Der sowjetischen Regierung ist es zu danken, daß er durch den einstweiligen Status eines SAG-Betriebes erhalten blieb.

In den hellen, modern gestalteten Räumen der neuen Vorführwerkstatt erlebt der Besucher die Herstellung des weltbekannten Porzellans. Im Zentrum steht das Modell eines Rundofens, in dessen oberer Kammer der erste Brand bei 900—1000 Grad erfolgt. In der unteren, der Gutbrennkammer, befinden sich die in Stößen aufgeschichteten Schamotte-Brennkapseln, die das Porzellan beim Brande vor Flugasche schützen.

# Der Festumzug – ein Spiegelbild der Jahrhunderte

Bild rechts: Der Festwagen symbolisiert, daß 1947 die Porzellanmanufaktur bereits wieder mit einem eigenen Stand auf der Leipziger Messe vertreten war. So kündete in der Welt das Meißner Porzellan vom neuen Aufschwung deutscher Wertarbeit. — Etwa 60 Prozent der Meißner Produktion werden in vierzig Länder exportiert und bringen der DDR wertvolle Devisen ein.

Wagen auf Wagen rollte an 80 000 begeisterten Menschen vorbei. Die Geschichte der Staatlichen Porzellanmanufaktur wurde noch einmal lebendig. Bewußt vermieden die Gestalter jede Einseitigkeit. Es gab kein Schwelgen in einer vergangenen Zeit. Nicht Herolde mit Fanfaren oder königliche Lakaien führten das Wort, Arbeiter trugen stolz das Staatswappen der DDR und das Wahrzeichen des Meißner Porzellans, die gekreuzten blauen Schwerter, dem Festzug voran. — Mit dem ersten Festwagen war des Mannes gedacht, der 1709 das europäische Hartporzellan erfand: Johann Friedrich Böttger. Zu ihm gesellten sich J. Joachim Kaendler und der Maler und Erfinder der prächtigen Meißner Farben: Johann Gregorius Höroldt. Der letzte Wagen des fast anderthalbstündigen Festumzuges kündete von der großen Perspektive: Der Sozialismus siegt!

Höhepunkte des glanzvollen und umfangreichen Festprogramms bildeten die Aufführung des Balletts „Schwanensee" vom Staatsopernballett Dresden im Hofe des spätgotischen Baues der Albrechtsburg und die Lieder und Tänze des Garnisonensembles der sowjetischen Streitkräfte, Standort Dresden. Begeisterung löste die herzerfrischende Tanzparodie von einem Hirten, einem Mädchen und einer eifersüchtigen Kuh aus, die sich schließlich doch trösten läßt und, begleitet vom Flötenspiel des Hirtenjungen, von der Bühne tanzt.

Fortsetzung von Seite 13

## Der Tausch im Bräustübl

Es ging auf die neunte Abendstunde. Ein altes Grammophon krächzte alberne Weisen in den fuselstinkenden Raum. Der Wirt des Remscheider „Bräustübls" hockte teilnahmslos hinter seiner Theke und schenkte den zwei Gästen, die in der hintersten Ecke saßen, keine Beachtung.

„He, Chief, bring zwei Gläser!" Jäh aus seinem Nickerchen gerissen, fuhr der Wirt hoch. Eilfertig querte er die Gaststube und brachte das Gewünschte.

„Sehr zu Diensten, Herr Korporal."

Mit einer Handbewegung schob Stafford den schmierigen Kneipier beiseite, entkorkte eine große Flasche Whisky und schenkte die Gläser voll.

„Sauf, Krzinski, dann wird dir wohler!"

Mit elegantem Schwung kippte Stafford das scharfe Zeug hinunter und schmatzte behaglich mit den Lippen.

„Mich kotzt der Laden hier an", antwortete der mit Krzinski Angesprochene, offenbar ein Pole aus dem Lenneper DP-Lager. (DP = „Displaced Persons", Personen, die von den Nazis aus allen europäischen Staaten verschleppt und nach der Befreiung durch amerikanische Truppen zum Zwecke der Beeinflussung bis zur Repatriierung weiter in Lagern gehalten wurden. Vornehmlich Russen, Polen, Ukrainer, Rumänen, Tschechen und Slowaken waren gezwungen, in diesen Lagern zu leben, weil man angeblich nicht für ihre Sicherheit garantieren könne. Oft waren diese DP-Lager auch Sammelbecken zweifelhafter Elemente. Die Amerikaner versuchten dort schon damals, mit Hilfe von Kollaborateuren sich einen Stamm künftiger Agenten und Spione heranzubilden.)

„Ein Volk da, in diesem Lager", fuhr der Pole fort. „Immer reden sie davon, nach Polen zurückzukehren. Diese Politischen machen das ganze Treiben verrückt. Als ob sie keine Ahnung hätten, was ihnen bei der Kommune blüht. Diese Sorte hat noch nicht genug. Na meinetwegen, sollen sie selig werden bei den Roten. Krzinski weiß, wo er hingehört. Mich ekelt der Lagerbetrieb an. Das ist doch kein Leben für mich. Ich brauche Luft um mich, Bewegung, Geld und – und ..."

„Und", unterbrach Stafford, „was brauchst du noch?"

Lauernd sah der Pole über den Tisch.

Brüsk, wie es seine Art war, sagte Stafford: „Hier sind die Dinger. Mach kein Theater, Krzinski! Du willst doch – oder?"

Mit funkelnden Augen langte der Pole nach den Waffen.

„Hände weg!" Mit raschem Griff brachte der Sergeant das Päckchen wieder an sich. „Langsam, langsam, Krzinski! Du brauchst einen Waffenschein von der Kommandantur. Hast du ihn?"

„Natürlich nicht. Colonel Robertson ist ein Knauser, rückt nichts 'raus."

„Tut mir leid, Krzinski, aber gegen die Anweisung ..."

„Stafford", bettelte der Pole, „zehn Dollar pro Stück."

„Ich lach' mich tot", konterte der Amerikaner. „Zehn Dollar und keinen Schein."

„Fünfzehn", erhöhte Krzinski sein Angebot. „Ich geh nicht für 30 Dollar vor die ‚MP', nur weil ein dreckiger Pole ..."

„Stafford!"

„Damned! Halt die Schnauze, Krzinski! Gib zwanzig unter Freunden, und du sollst sie in Gottes Namen haben."

„Du ruinierst mich. Wo soll ich diese Menge Dollar hernehmen?"

„Red kein Zeug. Schätze, du wirst mit diesen zwei niedlichen Dingerchen erst mal bißchen unter deinen Freunden im Lager aufräumen, und dann – dann machst du, wie ich dich kenne, Heu damit, solange die Sonne scheint."

„Bin ich ein Gangster, Stafford?"

„Aber Krzinski, sagte ich das? Mit solchen Leuten will ich nichts zu tun haben. Ich bin amerikanischer Soldat, du weißt das, Krzinski?"

„Stafford, wem sagst du das? Komm, schenk noch einen ein auf das Geschäft!"

## Robertson entpuppt sich

Im Lenneper DP-Lager herrschte seit Tagen eitel Freude. Vom Stadtkommandanten, Colonel Robertson, war die Nachricht eingetroffen, daß 165 Männer und Frauen, hauptsächlich Polen, aber auch einige Russen und Ukrainer, im ersten Transport in ihre Heimat repatriiert würden. Jerzy Malinowski war das zu danken. Unablässig hatte der schlanke Rotschopf, den sie nicht nur seines brandroten Haares wegen den „Roten Jerzy" riefen, vom ersten Tage an den Kommandanten bedrängt und die Rückführung verlangt. Malinowski genoß großes Ansehen im Lager ob seines unerschütterlichen Eintretens für seine Schwestern und Brüder. Er hatte Medikamente besorgt, die Unterbringung von 25 fast verhungerten Russen und Georgiern im amerikanischen Lazarett durchgesetzt und ständig an der Verbesserung der Lage der unglücklichen Opfer des Naziregimes gearbeitet, sehr zum Ärger des peniblen Robertsons übrigens.

Der „Rote Jerzy", ein erfahrener Kommunist, war 1939 beim kriegerischen Überfall auf Polen nur durch viel Glück den Nazihäschern entgangen. Jahrelang hatte er Hunger und Entbehrungen auf sich genommen, um illegal kämpfen zu können. Schließlich meldete sich Malinowski im Auftrag der Partei zum sogenannten Fremdarbeitereinsatz in Deutschland – wohl wissend, was ihm bevorstand. Die selbsterzwungene Unfreiheit rettete so manchem das Leben, denn seine Erfahrungen kamen im Lager allen zugute.

Das Wissen um diese heroische Tat nötigte sogar seinen Gegnern, jenen Polen, die mit den Faschisten paktiert hatten und untergegangen waren und bei Kriegsende unter falschen Namen in den DP-Lagern meistens als Spitzel auftauchten, Achtung ab, soweit sie solcher Regungen noch fähig waren.

Jener „Rote Jerzy" saß nun Robertson und seinen Verwaltungsoffizieren gegenüber. Der Colonel, froh, den gewandten und fürsorglichen Polen endlich loszuwerden, erklärte Jerzy, der zum Transportführer bestellt war, den Ablauf der Dinge:

Punkt acht Uhr früh bewege sich der Zug, bestehend aus sieben gedeckten und zwei offenen Güterwagen, in Richtung Wuppertal. In die O-Wagen sei alles Gepäck zu laden – Planen zum Abdecken stünden zur Verfügung –, und er, Malinowski, zeichne ihm dafür verantwortlich, daß der Transport pünktlich abgehe. In Wuppertal würden die Wagen dem planmäßigen, aber diesmal extra kürzer gehaltenen US-Militärzug nach Kassel zugeführt. Verpflegungsstellen seien in Soest und in Warburg organisiert. Die Russen übernähmen den Zug in Thüringen und leiteten ihn über Leipzig und Berlin – wo von den Russen ebenfalls Verpflegungsstellen zugesichert seien – nach Frankfurt an der Oder."

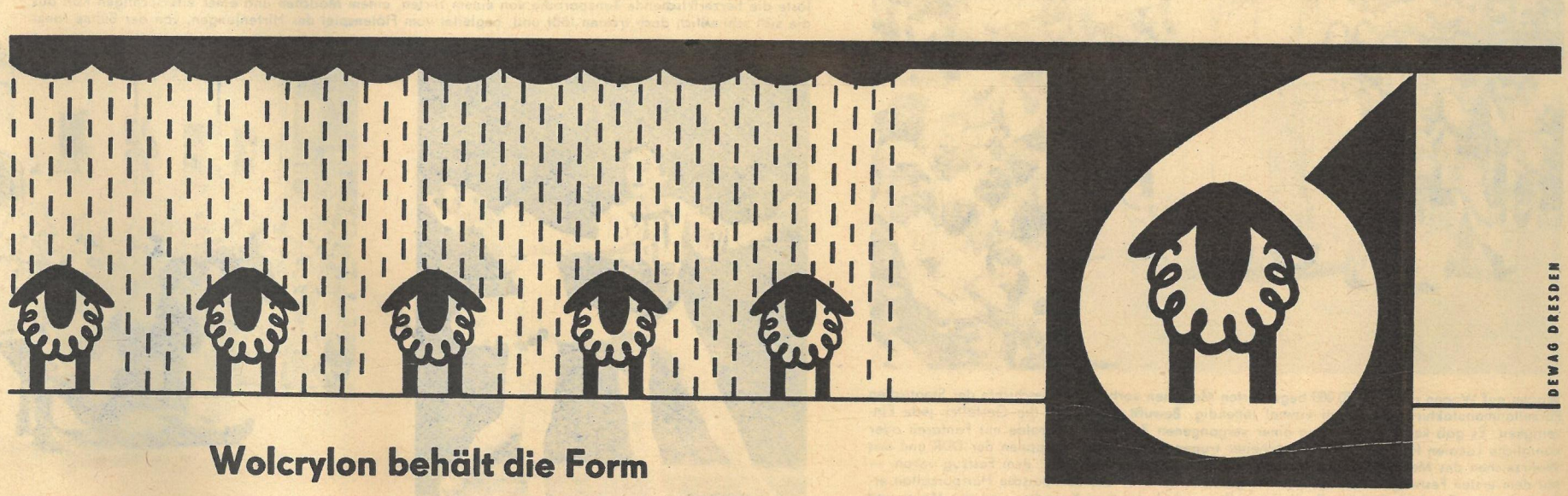
„Do you understand?"

„Yes, i understand, Colonel. Thank you very much!"

Jerzy Malinowski schritt guten Mutes dem Lager zu.

Robertson hatte es sich nicht nehmen lassen, umringt von seiner Eskorte, dem Abgang des Transports persönlich beizuwohnen. Dem Colonel kam es langsam selbst so vor, als wäre dies sein Werk und nicht das Malinowskis. Aber auch aus anderen Gründen war Robertson in aller Herrgottsfrühe auf dem kleinen Bahnhof. Die berechtigten ständigen Bitten und Forderungen des „Roten Jerzy" zur Verbesserung der Lage seiner Kameraden lagen wie ein Stein in seinem Magen. Da mußte er noch einen Coup landen, koste es, was es wolle. Genußvoll rieb sich der Colonel die Hände. Malinowski, der sich gerade im Namen aller seiner Kameraden ohne Arg bei Robertson verabschiedet hatte, kletterte in seinen Waggon, als der Rotbemützte aus der Halle trat. Er schaute wichtigtuerisch in die Runde, wie ein vielbeschäftigter Mann – dabei ließ er seit drei Monaten den ersten Zug abfahren –, hob die Kelle. In diesem Moment sprangen zwei „GIs" zwischen die Puffer des letzten gedeckten und des ersten der O-Wagen und hoben die Kupplung aus.

Fortsetzung folgt



# Miss-mies-am miesesten

**Eine Seite für Nachdenkliche zum Nachdenken**

Es gibt kein dankbareres Publikum als Kinder. Nur schade, daß die „Herren" Manager aus dieser Tatsache zu selten klingende Münze schlagen können. Respektlos halten die Jüngsten den Geldhaien den Spiegel vors Gesicht und geben den Miss-Rummel der Lächerlichkeit preis. Da die Dummen aber nicht ausgestorben sind, können die Veranstalter von Miss-Wahlen getreu der Devise „Gelobt sei, was reich macht!" in Bonnesien das Geld noch immer scheffelweise „verdienen"

Wie nicht anders zu erwarten, standen auch zu diesem „Wettbewerb" amerikanische Vorbilder Pate. Der „Siegeszug" dieses Wettfressens (pardon, aber „essen" kann man beim besten Willen nicht dazu sagen) ging bis nach Westberlin. Der Zweck heiligte auch hier die Mittel: Die Lokale waren überfüllt, die Gäste hatten ihren Spaß (?!), die Gastronomen übervolle Kassen, und die Ärzte waren auch beschäftigt

Großes (Kohl-)Kopfzerbrechen bereitete den Oberbayern die Wahl der „Miss Sauerkraut". Alljährlich werden im Anbaugebiet Ismaning 200 000 Zentner Kohl zu Sauerkraut verarbeitet. Das verpflichtet selbstverständlich. Demnächst will man auch zur Wahl eines „Misters Hohlkopf" schreiten, lautet eine noch unbestätigte Meldung. An Kandidaten ist kein Mangel. Unser Vorschlag: Außenminister Brentano!

Amerika hat — wo könnte der Unsinn auch sonst her importiert sein — einen Wadenkönig erkürt und damit die Maße für das ideale Männerbein kreiert. Junior(!)partner Bonn suchte daraufhin ebenfalls seinen „Beinkönig" — und fand ihn auch. Er blieb allerdings bei Oberschenkel und Fessel — leider, leider — je zwei Zentimeter unter dem Idealmaß. So jung und schon so schön doof!

Frei nach Schiller: Da werden Weiber zu Hyänen und treiben mit Schokolade „Scherz". Preis für die „Siegerin": Darf ein Jahr lang gratis „Trumpf"-Pralinen essen. (Abführpillen liefert die entsprechende Firma kostenlos.) Wenn man nicht vorher genug hat! Preis für den wohlwollenden Veranstalter: Dreimal dürfen Sie raten!

*Fotos: „ZB"-Archiv (4), Steffen (3)/Texte: Wolfgang Oberländer*

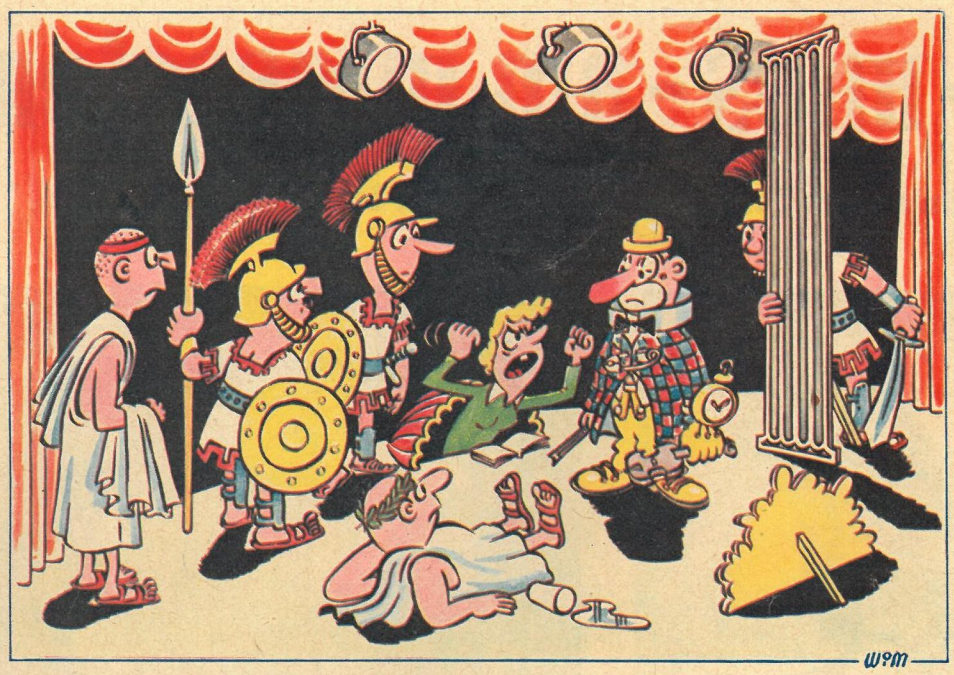
Jeder Krämer lobt seine Ware! Um dem erlahmten Weinhandel wieder Aufschwung zu verleihen, wurde kurzerhand eine „Lorelei-Königin" erkoren — und dann begann das große Geklapper im Lande Onkel Sams. Sie werden Verständnis dafür haben, daß eine „Königin" mit diesem Scharm aus Western-Germany unmöglich allein reisen kann, sondern von zwei „Prinzessinnen" begleitet werden muß. Ob man unter diesen Umständen aber noch mit Heinrich Heine „Ich weiß nicht, was soll es bedeuten . . ." sagen darf, ist allerdings nicht mehr zweifelhaft

Die Hühner würden kichern, wenn sie das Theater miterleben könnten, das mit ihren Produkten veranstaltet wird. Unweit Bonns wurde die erste „Eier-Königin" ge(f)eiert. Vor Rührung machte sie aus ihrem Thron . . . Rührei

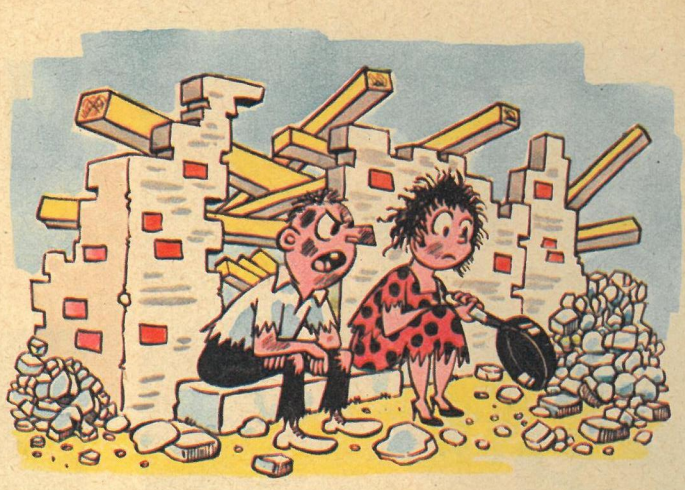
## Rund ist die Welt - bunt ist die Welt

# Ist ja nicht die Möglichkeit

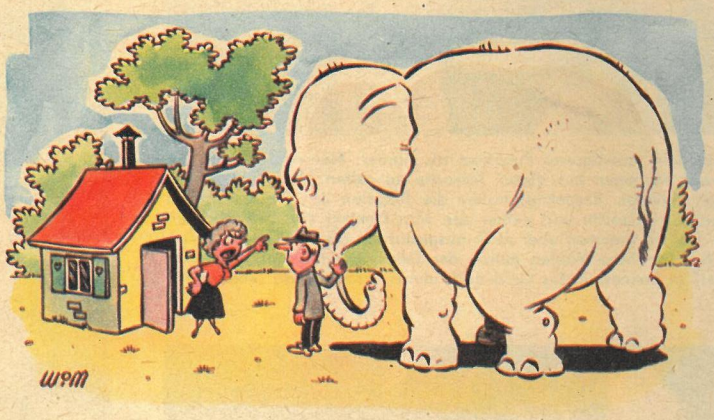
VON WILLY MOESE



„Nein, nein! Hier ist nicht der Zirkus Barlay, hier ist die Staatsoper!"

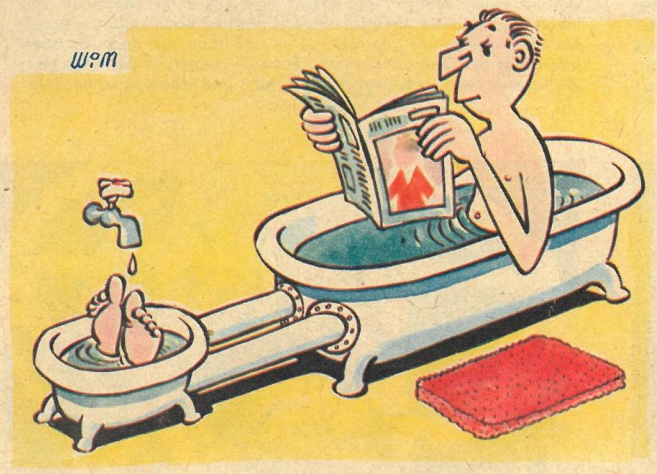


„Du mit deinen neuen Kochrezepten!"



„Ein für allemal, dieses Vieh kommt mir nicht ins Haus!"

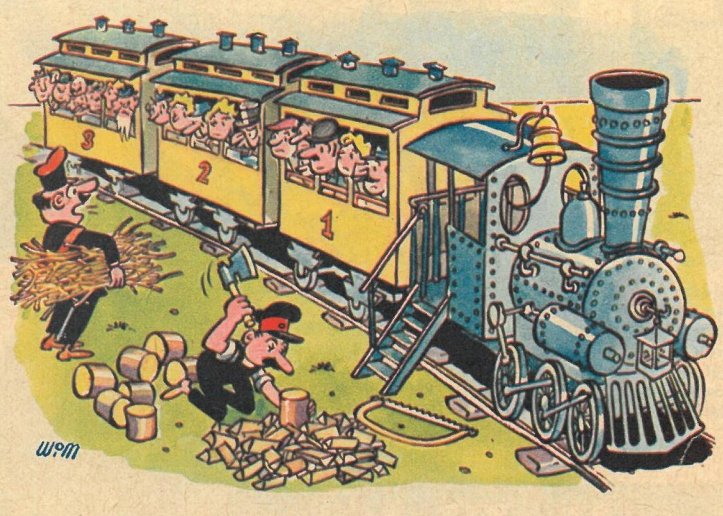
„Das Biest wird täglich größer, aber reden lernt es nicht!!"



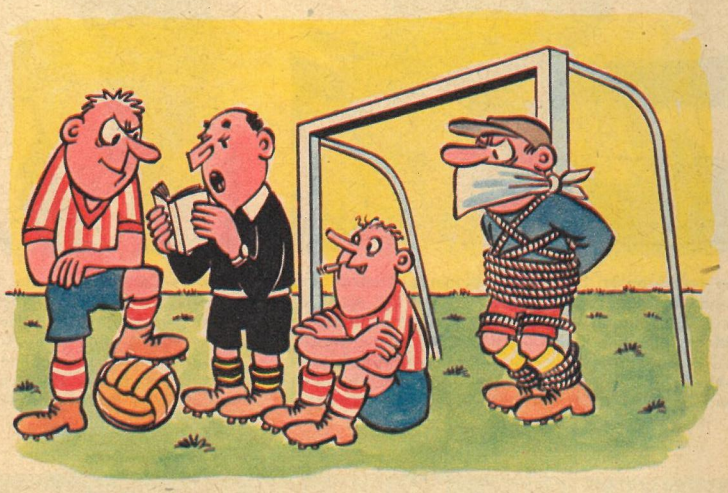
———

„Madam tanzen süperb, außerordentlich süperb!"

„Könnt ihr den Pfeiler nicht dort drüben hinsetzen?"



„Hat von den Herrschaften zufällig jemand Streichhölzer?"



„Nein, darüber steht nichts in den Regeln!"